Bemerkungen

über die neue

deutsche Kritik

bey Gelegenheit

der Klotzischen Briefe

von

Johann Tobias Sattler

Erster Theil

Ceux qui prennent la dangereuse liberté de critiquer les Auteurs vivans, pretendent qu'ils sont des censeurs non seulement utiles, mais necessaires, parce qu'ils separent le bon or du faux. Pourquoi se pressent ils? Le tems fera toujours cette separation. Le bon or sera jamais negligé, et l'or faux n'eblouira qu'un moment.

RACINE.

Wien,

in der von Ghelenschen Buchhandlung. 1774.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn geheimen Rath Klotz, welche 1772. in Halle erschienen, sind die nächste Veranlassung zur gegenwärtigen Schrift. Sie machten hier so großes Aufsehen, daß sie von jedermann, es sey nun aus Neugierde, oder aus andern Ursachen, gelesen wurden. Billig denkende konnten freylich ein so widerrechtliches Verfahren, Briefe, ohne Vorwissen und Erlaubniß der Verfasser, durch den Druck öffentlich be-

——

kannt zu machen, nicht billigen. Unterdessen lernte man doch die Kritik, so wie sie in unsern Tagen ihre Rolle zu spielen pflegt, aus diesen Briefen etwas genauer kennen. In einer solchen Verfassung wurden nachfolgende Zweifel über die Rechtmäßigkeit und Richtigkeit der neuen deutschen Kritik aufgesetzt. Weder Gelehrsamkeit noch große Mühe gehörten zu einer solchen Compilation; aber gewiß sehr viel Freymüthigkeit. Der Himmel weiß es, wie man diese belohnen oder bestrafen wird. — Alles müßte mich betriegen, wenn die Prophezeihung nicht erfüllet werden sollte, die jeder, der unsere kritische Welt kennet, mir zuruffen wird: daß die ———iner, und ——schreiber und —sten, besonders Herr —— und —— mich schon deßwegen züchtigen würden; ich hätte lieber denen ———— etwas schönes sagen, und den — nachahmen sollen, welcher sogar ———lobt, blos weil ——einmal ein großer Mann ist; die Politik, welche itzt unter ———

herrsche,

herrsche, — — — nicht aus der Schule zu schwatzen — — — — mundus vult — — ergo — — — man kann ja den Leuten die Freude machen — — — — — — — — — —.

Das System, welches ich mir von der Kritik gemacht habe, stimmte mit der Politik, welche in diesen Gedankenstrichen enthalten ist, gar nicht überein. Zwar sind mir die großen Männer in Deutschland nicht unbekannt, welche gewohnt sind, öffentlich gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Allein in diesem Punkt wünsche ich nie großen Männern ähnlich zu seyn. Lieber sage man, was man denkt, gerade zu, ehe man in den schönsten Ausdrücken, wider seine eigene Ueberzeugung, dem Publikum etwas vorlügt. Bey unserer heutigen Kritik kömmt aber der Fall oft vor, daß man lobt und tadelt, ohne

)(3 das

das selbst zu glauben, was man sagt. —

Ich muß meinen Lesern nun noch sagen, daß gegenwärtige Bemerkungen schon länger als ein Jahr zum Drucke fertig waren, und daß nicht ich, sondern ein bloßer Zufall die Ursache war, warum sie itzt erst gedruckt erscheinen.

Die Recensionen über mich selbst gehörten mit zu meinem Hauptplan. Weil aber die Ostermesse so nahe ist, und mein Verleger diese Schrift dem Publikum nicht länger vorenthalten will, so konnten sie nicht abgedruckt werden, und vielleicht werden sie es nie. Dies wird in dem Fall geschehen, wenn die Recensionen anderer, mit denen zu genau übereinstimmen

sollten,

sollten, die ich selbst zum Druck bestimmt habe.

Wenn also einige Urtheile über gewisse Kritiker zu unbestimmt scheinen sollten; so beliebe man daran zu denken, daß ich in meinen eigenen Recensionen mehr Verbesserungen, mehr Materialien gesammelt habe, als vielleicht irgend einer meiner zukünftigen Recensenten. Und wer weiß, was für Stof mir erst noch eben diese geben werden, meinen Versuch, über die Kunst, wie ein Autor sich selbst recensiren könne, noch vollständiger zu machen. Dafür habe ich jedoch schon gesorgt, daß, wenn der zweyte Theil dieser Bemerkungen erscheinen sollte, ich im Stande bin, zu beweisen, was ich vorher, ehe mich jemand kritisiret hat, und was ich nachher, geschrieben habe.

„Wenn

„Wenn nun aber diese ganze Vorrede ein kritischer Kunstgrif wäre?" Hier breche ich ab, und wünsche zum Schlusse nichts mehr, als daß das tausendjährige Reich der Kritik bald seinen Anfang nehmen möge. — Wien, im März, 1774.

Ueber die Kritik.

Habent sua fata libelli.

Jede Kritik ist betrieglich, und die deutsche vielleicht am meisten. Es würde unnöthig seyn, sich in eine historische Untersuchung einzulassen, wie man dadurch, daß man gewissen gelehrten Bedürfnißen abhelfen wollte, endlich darauf gekommen sey, das Ding zu erfinden, was man **Kritik** nennt, eigentlich aber **Recensirungskunst** genennt werden sollte. Der Ursprung mag alt oder neu seyn, es mögen auch die, welche zuerst den Einfall hatten, Journale und gelehrte Zeitungen zu schreiben, die besten und lobenswürdigsten Absichten gehabt haben; hier kommt es nur auf den Erfolg an. Hat man würklich, so kann und muß

man fragen, die Absicht erreicht, einem jeden Freunde der Wissenschaften über die Schriften, welche von Zeit zu Zeit erscheinen, und deren Menge sich so häuft, daß man sie unmöglich alle selbst lesen kann, ein sicheres und unpartheyisches Urtheil vorzulegen? Hat man dabey das eigene, neue und wichtige sorgfältig angezeigt, und getreue Auszüge geliefert? Die vergangenen Zeiten lehren uns, daß es nicht so sey, und so lange die Gelehrten Menschen sind — und das werden sie doch wohl stets bleiben — können wir schwerlich hoffen, daß es je anders seyn werde.

Eine Kritik über einen Schriftsteller schreiben, ist in der That eben so viel, als mit einem, dem wir nichts zu befehlen haben, einen Krieg anfangen. Wer den andern bezwingen will, muß ihm an Stärke gleich, oder gar überlegen seyn. Das was bey großen Herren die Armeen sind, ist bey Gelehrten der Geist. Der denkende Kopf glaubt eben das Recht über den Mann von kleinem Geist zu haben, das der Herr einer großen Armee über seinen schwächern Nachbar hat.

Nun ist zwar nichts leichter, als den Abstand eines kleinen Geistes von einem **Genie** einzusehen, und ihn im allgemein zu bestimmen. — Wer weiß z. E. nicht, was **Hudemann** gegen **Klopstock**, **Polz** gegen **Leibnitz**,

nitz, **Lange** gegen **Wolf**, **Bodmer** gegen **Weise**, **Holberg** gegen **Leßing**, **Gottsched** gegen **Wieland**, **Philippi** gegen **Liscov**, der dem Apollo und den Musen unbekannte Recensent im 17 B. 2 St. der allgemeinen deutschen Bibliothek über die Gedichte des **Oßians** gegen **Hr. Denis**, **Ziegra** gegen **Klotz**, **Menantes** gegen **Clodius**, **Kölbele** gegen **Moses**, **Götze** gegen **Basedow** rc. sey? — Insoferne wäre also eine Herrschaft der großen Geister über die kleinen eben sowohl bewiesen, als die Herrschaft großer Herrn über kleinere. Allein zwischen dem Dummkopf und dem Genie giebt es (ohngefähr wie zwischen Tag und Nacht) so viel Mittelgrade, die sich nicht genau bestimmen, noch viel weniger aber in der Anwendung gebrauchen lassen, daß beständige Streitigkeiten über die Subordination der Geister eben so unvermeidlich sind, als die Kriege in der politischen Welt.

Unsichtbare Dinge kann man nur aus ihren Würkungen erkennen. Die Gelehrsamkeit ist auch etwas unsichtbares; man kann es niemanden an der Stirne ansehen, ob und **wie sehr** er gelehrt sey. Ob es nun gleich an sich ein Vorurtheil ist, einen Gelehrten blos nach seinen Schriften zu beurtheilen, so haben wir doch in der That zur Zeit noch kein ander Mittel. Mancher Gelehrter zeigt sich größer, mancher kleiner, als er würklich ist, und nur sehr

wenige zeigen sich so, wie sie würklich sind. Wie viele zufällige Umstände haben nicht auf einen jeden Autor einen Einfluß, von denen wir die wenigsten wissen, man müßte sie aber alle wissen, wenn wir ihn recht beurtheilen wollten? Doch, es ist einmal nicht anders: in Ermanglung eines bessern Mittels, mißt man die Gelehrten blos nach ihren Schriften.

Swift erfand einen Kirchenthermometer, möchte er auch etwas ähnliches zum Besten der Autorschaft und der Kritik erfunden haben! Im allgemeinen kann man leichtlich eine **Classification** über die Autoren machen — so kann man z. E. sagen, daß es drey Hauptgrade von Autoren gebe, nämlich originelle, erträgliche und schlechte — aber, wer soll im vorkommenden Fall entscheiden, ob diese oder jene Schrift originell, erträglich oder schlecht sey? Diese Schwierigkeit kann nie ganz gehoben werden, und doch muß sie gehoben werden, wenn die Kritik ganz richtig seyn soll. Gesetzt aber auch, man könnte darinnen einig werden, unter welchen von den angeführten drey Hauptgraden ein jeder Autor gehörte, so ist doch dadurch nur die kleinste Schwierigkeit gehoben. Giebt es nicht Grade im originellen, im erträglichen, und im schlechten? Wer soll also hier entscheiden, wo es sowohl an Maaßstab, welcher statt eines symbolischen Buchs dienen müßte, als auch an Richtern fehlet?

Ein symbolisches Buch für die Kritik, ist so unmöglich, als ein symbolisches Buch für die Philosophie. Wer sollte es verfertigen? Wer sollte das Recht haben, Regeln fest zu setzen, nach welchen alle Kritiker handeln müs- sten? In jeder Wissenschaft müßte man erst einig seyn, was wahr und falsch, recht und unrecht sey — dann würde aber auch die Kritik ziemlich unnöthig seyn: so gar die Autorschaft würde fast ganz wegfallen. In Dingen, die den Geschmack betreffen, ist man eben auch nicht einerley Meynung — wer will also zu ei- nem symbolischen Buch der Kritik Regeln ma- chen, wo sie unmöglich sind? Die drey Haupt- empfindungen der Menschen, die Empfindung des Wahren, des Rechts und des Schönen, sind zu verschieden, als daß man je so etwas hof- fen könnte. Was die Grammatik für eine Spra- che ist, das müßte ein symbolisches Buch für die Kritik seyn.

Was ist ein Feldmesser ohne Maaßstab? Eben das, was der Kritikus, der die Größe der Autoren ausmessen soll, ohne festgesetzten Regeln von Wahrheit, Recht und Schönheit ist. Schon daraus wird man begreifen, daß es an Richtern fehlen müsse. Aber die Sache läßt sich auch noch aus einem andern Gesichts- punkt betrachten. Wer hat das Recht, das Richteramt über die Autoren zu führen? Ent- weder haben es alle, oder keiner, oder nur einige.

Die Gelehrten zusammen machen gleichsam eine Republik aus. Aber was für eine Regierungsform findet bey ihnen wohl statt? Die **Monarchie** und die **Aristocratie** (*) gewiß nicht; Ja nach den gewöhnlichen Begriffen nicht einmal die **Democratie**; denn bey der leztern denkt man sich diejenige Regierungsform, da die Majestätsrechte im Namen des ganzen Volks, durch die von dem ganzen Volke darzu bestimmten Personen ausgeübt werden. **Wenn** und **wo** hat man je einen ge-

(*) Hr. Wieland ist hier anderer Meynung. Er sagt in der vortreflichen Vorrede zu dem deutschen Merkur, S. XIII. „die gelehrte Republik in Deutschland hat seit einiger Zeit die Gestalt einer im Tumult entstandenen Demokratie gewonnen, worinn ein jeder, den der Kitzel sticht, oder sonst nichts zu thun weiß, sich zum Redner aufwirft, wohl oder übel über die Angelegenheiten des Staats spricht, und, wenn es nicht durch Verdienste geschehen kann, durch Ränke, Cabalen, und verwegne Streiche, sich wichtig zu machen sucht. Man muß gestehen, die Nachlässigkeit, und nicht selten auch die Partheylichkeit, womit zuweilen die ordentlichen Richter ihr kritisches Amt verwalten, giebt zu Beschwerden Anlaß, von welchen jene anmaßliche Demagogen den Vorwand nehmen, die gelehrte Republik in Verwirrung zu setzen, und die Verfassung dieses Staats, der seiner Natur nach aristokratisch seyn muß, gänzlich umkehren.„ — Uebrigens enthält die angeführte Vorrede sehr gute Bemerkungen, über und wider die Kritik.

gelehrten Reichstag gehalten, um einem oder einigen das Regiment über die Producte des menschlichen Verstandes zu übertragen? Alle wollen bey der noch so großen Verschiedenheit ihrer Kräfte gleiches Recht haben. Die großen Genies wollen unabhängig seyn, weil sie Genies sind, und diejenigen, welche es nicht sind, wollen es seyn, weil sie sich wenigstens einbilden, Genies zu seyn. Und in der That muß man auch eine wechselsweise Abhängigkeit der höhern Grade gegen die niedern eingestehen. Wer eins, zwey, drey und mehrere Grade unter dem Genie ist, kann in einem gewissen Theile der Gelehrsamkeit mehr wissen, als das größte Genie, und wenigstens darinnen kann er verlangen, unabhängig zu seyn. Wenn man sich also das wahre Verhältniß der Kritik gegen die Gelehrten vorstellen will, so muß man fürs erste die — würkliche oder eingebildete — Unabhängigkeit, und zum andern die — würkliche oder eingebildete — Ueberlegenheit der Gelehrten gegen einander zusammendenken. Was kömmt aber da heraus? Gesetzt, es unterstünde sich jemand eine ganze Nation, im kritischen Verstand, bezwingen zu wollen, oder welches einerley ist, über eine ganze Nation Kritiken zu schreiben, so wäre es also so viel, als wenn er ein **Monarch** in seiner Kunst seyn wollte. So weit hat sich wohl noch nie die Gewalt, oder Thorheit eines Gelehrten erstreckt. Allein wenn nach der

Verschiedenheit der Theile, aus welchen die Gelehrsamkeit besteht, sich verschiedene Gelehrte als Richter aufwerfen, so entsteht daraus eine **Aristocratie.** Wenn der Rang der Gelehrten eben sowohl bestimmt wäre, oder bestimmt werden könnte, als der Rang großer Herren, so würde man auch bestimmen können, welchen Personen es allein, und mit Ausschließung aller andern, zukomme, Kritiken zu schreiben; da aber dieses nicht bestimmt werden kann, wenigstens zur Zeit noch nicht ist, so scheint es freylich, als wenn jede Kritik eine Art von Gewaltthätigkeit wäre, und die Kritiker müssen demnach die Kritiken anderer über sich, als das billigste Vergeltungsrecht ansehen. Es scheint, sage ich, eine Art von Gewaltthätigkeit — weil die Ueberlegenheit an Geisteskräften, nach der Analogie zu schließen, eben so wenig ein Recht giebt, als die Potentia physica im Naturrecht, und es ist daher billig in der Geisterwelt, so wie in der politischen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen.

Wir wollen aber auch einräumen, daß es in der Geisterwelt nicht so sey, wie in der politischen, und daß ein größerer Geist deswegen, weil er ein größerer Geist ist, ein Recht habe, über einen kleinern zu urtheilen, so würde dennoch die schon oben berührte Schwierigkeit bleiben. Wer soll bestimmen, ob der würklich große, oder sich groß dünkende Candidat

der Kritik, die erforderliche Größe habe oder nicht? Der Candidat selbst oder andere? In beyden Fällen äußern sich neue Bedenklichkeiten. Natürlicherweise wird kein Candidat sich selbst für unwürdig erklären. Sich selbst examiniren, ist gemeiniglich so viel, als sich durch ein Vergrößerungsglas betrachten. Sollten aber andere das Examen anstellen, so müßten diese nicht nur ganz unpartheyisch seyn, sondern sie müßten auch die gehörigen Kräfte haben, über ihn zu urtheilen, und wer soll nun wiederum bestimmen, ob sie solche haben?

Kurz, man mag die Kritiker betrachten, wie man will, so wird man allezeit theils etwas widerrechtliches, theils etwas betriegliches an ihnen entdecken. Ein schweitzerischer Philosoph sagt einmal, die **Kritik** sey die Kunst, unter vielen Unwahrheiten, diejenige zu wählen, welche der Wahrheit am ähnlichsten ist.

Vielleicht gelingt es mir nun, meine Meynung auf eine kürzere Art beweisen zu können. Eine Kritik schreiben, heist so viel, als den Grad der Autorschaft bestimmen. Wenn es nun unmöglich ist, einen Maaßstab zu erfinden, wornach der Recensent den Autor, und das Publikum den Recensenten beurtheilen könnte, so folgt — — daß der Anfang meiner Abhandlung keine Unwahrheit sey.

Wem diß Urtheil zu hart scheint, der bemühe sich nur das zu erfinden, was ich für unmöglich halte. Eine bessere Widerlegung kann ich mir gewiß nicht wünschen. Das **mehr** und **besser** Wissen der Kritiker, welches doch im Grunde die **Basis** von allen ist, wird so lange für betrieglich gehalten werden, so lange man noch über die Schwäche des menschlichen Verstandes und Herzens philosophiret. Man denke nur, wie verschieden die Menschen urtheilen, wenn man wissen will, ob diß oder jenes wahr sey. Wenn nun ein Autor etwas behauptet, was der Kritikus läugnet, hat wohl der leztere, Kraft seines Amts, mehr Recht, als der Autor? Gelehrte stehen in dem Verhältniße gegen einander, wie freye Völker. Was würde man sagen, wenn der König in Frankreich läugnen wollte, daß der König in Preußen nicht König sey, und zwar aus dem Grunde, weil er nicht König in Frankreich wäre? Was man hierauf antworten wird, das kann man auch den Kritikern antworten, welche sagen, das ist nicht wahr, das ist wahr, das ist gut, das ist schlecht, u. s. w. Warum? weil es ihnen so vorkommt. Anders urtheilt der Recensent, anders der Autor, anders das Publikum. Selten denkt der erste, wie das leztere — fast niemals denken sie alle drey einstimmig mit einander, außer darinnen, daß sie alle drey recht zu haben glauben. Aber keins von dreyen hat das Recht dem andern seine

Mey-

Meynung aufzudringen. Keiner darf Kritikus seyn, oder sie sind es alle. Man erinnere sich hiebey des **Ich** und **Du** im **Don Sylvio** des Hr. **Wielands**.

Doch, ich will nicht so lange beym allgemeinen stehen bleiben, ich will vielmehr den Begriff eines Kritikus, so wie er seyn **sollte**, genauer entwickeln; ob wir **Deutsche** solche Kritiker haben? das wird sich dann leichtlich ausmachen lassen. Ein großer noch lebender Philosoph, Herr Prof. **Hollmann** (a) in Göttingen

(a) S dessen Logik 1767. p. 477. Etsi hoc ipsum vero institutum (eruditorum scripta recensendi) & in se laude dignissimum sit, multumque ad augendam litterariae, librorumque, cognitionem faciat; defectibus tamen suis non omnino caret, nec unquam forsan carebit. Quum nemo enim de libri alicuius praestantia rite facile judicaverit, nisi qui ipse *artifex* in ea arte, vel scientia, sit, ad quam scriptum aliquod pertineat: qui sufficiente etiam illorum omnium, qnae *antea* jam eodem de argumento ab aliis edita sint, cognitione polleat: qui maxima porro cum *attentione* librum ipsum, quem recensere susceperit, perlegerit: qui nec *amori* tandem, nec *odio* ejusmodi affectibus quidquam dederit: haec vero omnia in *perquam paucis*, qui de aliorum scriptis judicent, locum forsan habeant, semperque habitura sint; quam *parum* quoque ipsorum semper stari judiciis possit, quaeve *diversissimo*-

rum

tingen, verlangt von einem Kritikus folgendes: 1) der Recensent muß selbst in der Kunst Meister seyn, in welche das Buch einschlägt, welches recensirt wird; 2) er muß alles das wissen, was vorher andere von der nämlichen Materie geschrieben haben; 3) muß er das Buch, welches er recensiren will, mit aller möglichen Aufmerksamkeit durchlesen; 4) muß er ohne Leidenschaft seyn — er muß in keiner Verbindung mit dem Autor stehen, welchen er recensirt, er muß weder sein Freund noch sein Feind seyn — Diß sind die Haupteigenschaften eines Recensenten. Wer diese besitzt, dem wird es leicht seyn, anzuzeigen, ob ein Autor etwas neues gesagt, ob er seine Vorgänger gut genutzt, ob er nichts erhebliches ausgelassen, nichts unnützes dazu gesetzt habe, u. s. w. In Ansehung der Sprache, von welcher Herr Hollmann

---

rum de uno eodemque libro, vel inter illos ipsos, qui eruditorum nomen gerant, *iudiciorum* causa sit, satis inde apparet — — Amplius equidem hic pateret campus, de variis, quibus nobilissimum hocce rei litterariae institutum premitur, cum illorum intuitu, qui manus operi admoveant, tum & illorum, qui spectatores quasi fabulae agant, abusibus, hic nonnulla monendi singulaque, hic indicata capita pluribus illustrandi; *odii* vero & *invidiae* plena res est, neque adeo paucis, ac praesentis quidem instituti ratio fert, tractari pro dignitate potest.

mann nichts gedenket, muß der Recensent zeigen, ob ein Autor gut oder schlecht geschrieben habe.

Wo sind nun die Kritiker, bey welchen alle angeführte Eigenschaften anzutreffen wären? Ist es beym gegenwärtigen Zustand der Gelehrten nur möglich, daß ein Kritikus völlig so sey, als wie er seyn soll? und doch haben wir ihrer so viel, daß man wohl ausruffen muß: Undique clamor, undique concursus! — Schon die allzugroße Menge von Recensenten beweist, daß man sie wenigstens mit eben so viel Behutsamkeit lesen müsse, als die Bücher selbst.

Die Mißbräuche der Kritik sind in Deutschland so groß, so allgemein geworden, daß man die Gelehrten fast bloß nach den Recensionen beurtheilt. Ein Gelehrter ist heut zu Tag der, welcher von vielen oder von allen Recensenten gelobt wird. Es ist schon ein Fehler, wenn man nur den für einen Gelehrten hält, der etwas schreibt (b); aber sollte es nicht noch ein grösserer Fehler seyn, wenn man die Gelehrsamkeit der Autoren nach Recensionen gelehrter

Zei-

(b) Sonst muß es wohl Mode gewesen seyn zu schreiben, weil man gelehrt war, aber itzt ist man gelehrt, weil man schreibt.

Zeitungen, Journale und Bibliotheken ausmißt? Es ist eine traurige Nothwendigkeit, daß viele so urtheilen müssen, weil sie entweder die freundschaftlichen und feindseligen Verhältniße der Gelehrten nicht wissen, und nicht wissen können, oder weil sie nicht Gelegenheit haben, alles selbst zu lesen, und es mit den gewöhnlichen Kritiken zu vergleichen. Den Ruhm und die Gelehrsamkeit der Autoren nach Recensionen beurtheilen wollen, ist eben so ungereimt, als wenn die Autoren selbst sich deswegen für gelehrt halten, weil sie von einigen Kritikern sind gelobt worden. Lob und Tadel können daher auf eine doppelte Art schädlich seyn, auf Seiten der Autoren, und auf Seiten des Publikums; 1) wer oft gelobt wird, wird leichtlich stolz, wer oft getadelt wird, (c) kann leichtlich niedergeschlagen werden, wenn er auch eine noch so gute Anlage zur Schriftstellerey hat; 2) die Leser der Kritiken, glauben endlich, daß oft gelobte Autoren gut, und oft gemißhandelte Autoren

(c) Ich glaube aber doch, daß der Tadel, wenn er nur nicht beleidigend ist, weniger schadet, als das Lob, denn dem leztern glaubt man gerne — und daher entstehen die stolzen Autoren — dem ersten aber nicht, oder sehr selten. Daß aber überhaupt die Wirkungen des Lobs und Tadels sehr von dem Temperament und andern äußerlichen Umständen der Autoren abhängen, darf ich wohl kaum erinnern.

Autoren schlecht schreiben. In allen diesen Fällen urtheilt man meistens falsch, so gewöhnlich es auch immer seyn mag, so zu urtheilen. Wenn man die Kritiken aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten will, so muß man nothwendig die Oppositionen und Conjunctionen der Gelehrten ohngefähr so studiren, wie der Astronom die Oppositionen und Conjunctionen der Gestirne. So bald man diese weiß, so weiß man schon so ziemlich, gleichsam a priori, das Resultat von vielen Recensionen. Wie viele Beyspiele könnte man von dem Kriege der deutschen Bibliothek des Herrn geh. Rath Klotz mit der allgemeinen Bibliothek des Herrn Nicolai anführen? Sollte ich zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß alle die Recensionen partheyisch sind, welche die Hauptmitarbeiter, oder die bekanntesten Freunde und Feinde der beyden Bibliotheken betreffen? **Schmid** in Giesen, und **Flögel** auf der einen Seite, **Moses** und **Rammler** auf der andern, können hier zur Erläuterung dienen. **Flögel**, dieser vortrefliche Gelehrte, sagt in einem Briefe an **Klotz**: „die Beurtheilung der Geschichte des menschlichen Verstandes in der Berliner Bibliothek, konnte ich so **voraus sehen**, wie sie ist. Denn sie durften mich nur loben: so nahmen jene ihren Weihrauch weg, den sie in den Litteraturbriefen, und in den ersten Bänden der Bibliothek so reichlich über meine Abhandlungen gestreuet haben. Ich

weiß,

weiß, daß ich den Ausdruck nicht genug polirt habe, aber woher dem ihr Lob meiner Schreibart vorher, und der Tadel nachher? Die Antwort muß jeden mißfallen, der die Cabale einsieht." — Das heißt auf gut Deutsch so viel als: ehe **Flögel** mit **Klotzen** gut Freund war, wurde er von den Berlinern gelobt, so bald aber die Berliner die Conjunction des Herrn **Flögels** mit **Klotzen** durch irgend ein kritisches Fernglas entdeckten, so wurde er getadelt. Gereicht diß der Kritik zur Ehre?

Klotzen konnte ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen. Daß er ein großes Genie war, ist wohl ausgemacht, davon ist aber hier die Rede nicht. Ich rede von ihm als Kritikus — und als Kritikus war er sehr partheyisch, wenn er seine Freunde recensirte — seinem Herzen kann diß vielleicht Ehre machen, so wie es ihm als Kritikus keine macht —; aber auch eben so partheyisch, wenn er wider seine Feinde zu Felde zog. Aus Liebe für seine Freunde zog er sich Feindschaften von Leuten zu, die ihn nie beleidigt hatten; und manchem war er blos deswegen feind, weil er ein Freund dessen war, den er für seinen Feind ansah. Solche Verbindungen, solche freundschaftliche und widrige Verhältniße, muß man wissen, sonst wird man sich oft über ein kritisches Phänomen wundern, das doch im Grunde

so

so natürliche Ursachen hat, als irgend eine Begebenheit in der Natur. Nicht stets sind in der Atmosphäre die zu einem Donnerwetter nöthigen Ursachen vorhanden, daher donnert es auch nicht immer. Eben so donnert der Kritikus nur alsdenn, wenn die Atmosphäre seines Verstandes von Zorn, Feindschaft, Neid, oder Unwillen angefüllt ist. — —

Eben der **Jacobi**, welcher versichert (d), Klotzens Plan von der deutschen Bibliothek sey gewesen: **ohne** Ansehen der Person zu urtheilen, ohne Rücksicht auf das Gutachten anderer Kunstrichter, wenn man den Ungrund von diesem einsähe, nach seiner eigenen besten Erkenntniß, ist selbst mit dem Verfahren der **Klotzischen** Kritik in Ansehung seiner eigenen Person unzufrieden. „Bey allen guten Empfindungen, sagt er (e), meines vergangenen und künftigen Lebens, bey der Freundschaft so vieler schönen Seelen, die mich kennen, schwör ich, daß weder **Gleim**, noch ich, an denen Vertheidigungen Gefallen hatten, die mit niedrigen Spöttereyen über unsre Gegner befleckt waren. Wir verlangten keinen, der für uns sprach. Unsre Lieder sollten es thun,

(d) S. Ueber das von dem Herrn Prof. Hausen entworfene Leben des Herrn Geheimen Rath Klotz. Halberstadt 1772. S. 41.

(e) S. 55. loc. cit.

und unsre Sitten. — — Als Herr Klotz mir die Gedichte des **Du Fresnoy** und **Marsy** zueignete, waren es viele Monate, daß wir uns keine Zeile geschrieben hatten. Die Kritik, an welcher mein Freund mich rächen wollte, war mir nicht einmal zu Gesichte gekommen. Ich war unschuldig an allen, was die Zueignungsschrift enthielt." So tadelt ein ehemaliger Busensfreund des Herrn Klotz, einen Fehler, den der wahre Kritikus nie begehen wird, nie begehen darf. Der Tadel, oder wenn man es lieber anders ausdrücken will, die Entschuldigung des Herrn **Jacobi**, eines Lieblingsdichter der Deutschen, ist um so viel merkwürdiger, da Herr **Jacobi** selbst dem guten Klotz einmal Gelegenheit gegeben hat, die kritische Peitsche aus Freundschaft für ihn, gegen einen würdigen Gelehrten zu ergreifen.

Ich muß abermals die eigene Worte des Herrn **Jacobi** anführen, die ihm gewiß Ehre machen, weil er einen Fehler bekennt, den nur solche Seelen bekennen können, die so edel denken, wie Herr **Jacobi**. Er wird es mir also verzeihen, daß ich ein solches Beyspiel zur Belehrung des Publikums, ohne alle Nebenabsicht, hier anführe; denn nichts ist seltner, als daß die wahren Triebfedern von den Urtheilen der Kritiker ans Tageslicht kommen.— „Mit der völligen Ehrlichkeit, so redet der Dichter

ter der Gratien, (f) womit ich in dieser getreuen Erzählung versichere, daß ich niemals an irgend einer Cabale den entferntesten Antheil nahm, aber zugleich mit dem freymüthigen Stolz einer Seele, die selbst bey dem Andenken ihrer Schwachheiten sich nicht erniedrigen darf, muß ich der Welt gestehen, daß ich nicht von allen kritischen Sünden frey bin. Meines Herzens war ich immer gewiß, und wider dessen geheimste Ueberzeugung hab ich die Wahrheit in keiner Sylbe verläugnet, aber ich weiß nicht, welch ein böser Geist, dem auch der gutherzigste **Kritiker**, in unglücklichen Stunden, nicht entfliehen zu können scheint, mich dann und wann zu einem allzulebhaften, und beynahe muthwilligen Tone verführte. Seit einigen Jahren schon empfind ich, bey dem Anblicke meiner wenigen Aufsätze dieser Art, den heftigsten Widerwillen, ob gleich, nach der reifsten Ueberlegung, die darinn gemißhandelten Schriften mir jetzt noch eben so schlecht, wie damals, vorkommen, und vielleicht ihre Verfasser, wegen gewissen zuversichtlichen Autorgeberden, eine kleine Demüthigung verdienten. Uebrigens hatten die getadelten Schriftsteller mich nicht beleidigt — — Herr **Hausen** gedenkt, unter den Streitigkeiten des Herrn **Klotz**, auch der mit Herrn **Raspe**, und

 sagt:

(f) S. 45. loc. cit.

sagt: daß sie aus particular Umständen, und zwar aus solchen, die nicht den Verstorbenen selbst, sondern mich, als seinen Freund, betroffen hätten, entstanden sey. Leider ist dieses wahr! jedoch muß ich die Einschränkung hinzuthun, daß Herr **Raspe** mir nie etwas würklich unangenehmes erwiesen, noch persönlich mich gekränkt habe. Wäre dieses, so hätte ich es ihm nicht vergolten. — — Was mich über ihn mißvergnügt machte, war ein gewisser entscheidender Ton, welchen er in Gesellschaften annahm. — — Insonderheit beleidigte mich die Art, mit welcher Herr **Raspe** seine fertig gewordene **Romanze: Hermin und Gunilde**, in einer Gesellschaft, worinn ich mich befand, hervorzog. Ein jugendlicher Unmuth gab mir den bösen Gedanken ein, nicht mich, sondern die Gesellschaft an den Verfasser zu rächen, und ihn meinem **Hallische** Freunde zu empfehlen. Kaum aber waren die harten Beurtheilungen in der Hallischen Zeitung und Bibliothek bekannt geworden, so gereute michs, und an den folgenden Spöttereyen über Herrn **Raspe** hab ich keinen Theil."
So entstand nun der Krieg mit Raspen, wo sich **Klotz** oft auf einer sehr schwachen Seite gezeigt hat. Wer wußte damals die geheimen Ursachen, warum **Klotz** auf **Raspen**, der doch würklich ein verdienstvoller Mann ist, so aufgebracht war? Vielleicht haben wir es wieder andern, uns noch unbekannten, Ursa-

chen

chen zu verdanken, daß Herr **Hausen** seinen ehemaligen Freunde, den Herrn **Jacobi** zu einem Bekenntniß genöthigt hat, welches er freywillig wohl schwerlich würde abgelegt haben. Man kann es Herrn **Jacobi** nicht verdenken, wenn er seinen Fehler so sehr verkleinert, so unschuldig vorstellt, als nur möglich ist; der Beobachter des menschlichen Herzens wird vielleicht mit schärfern Augen die innerste Quelle seines Fehlers entdecken (g). Der Beobachter der

(g) Es sey ferne von mir, auf eine Swiftische Art von einem Menschen zu urtheilen. Ich kann eben sowohl diejenigen zu Zeugen aufruffen, die mich kennen, daß ich zu gut von der Menschheit denke. Niemand kann bereitwilliger seyn dem guten Herzen des Herrn Jacobi Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als ich. Aber desto unangenehmer ist es, an einer so liebenswürdigen Seele eine Blöse zu entdecken, die sie just zu der Zeit giebt, da sie eine andere zu verbergen sucht. Es sind mir einige Zweifel aufgestossen, die ich gewiß nicht äußern würde, wenn Herr Jacobi nicht sogar nachdrücklich versicherte, daß er in der angeführten Schrift nicht das mindeste gesagt habe, was nicht so wäre, wie er es erzählt. Ich setze nur die Data her: ich will nicht selbst urtheilen. S. 54 heißt es: „niemand, als derjenige, welcher meine Briefe an den Verstorbenen gelesen hat (hier werden doch die Briefe gemeint, welche Herr v. Hagen herausgegeben hat?) kann es mir bezeugen; aber meine Freunde glauben mir auf mein Wort: daß ich

der Recensirungskunst aber, wird bey solchen Erfahrungen immer mißtrauischer gegen die Kritik werden. Er wird immer mehr begreifen, wie schwer, wie unmöglich es sey, eine partheyische Kritik von einer unpartheyischen zu unterscheiden: wie immer eine Partheylichkeit die Mutter einer neuen werden könne, und wie zuweilen die Kritik sich an denen zu rächen wisse, welche sie vorher gemißbraucht haben. Ein solches Schicksal hat Herrn **Jacobi** betroffen. **Jacobi** machte, daß Klotz partheyisch von

---

ich, seit meinem Abschiede von Halle (d. i. seit Weinachten 1768) für keine Wochenschrift die Feder angesetzt, auf kein Zeitungsurtheil den geringsten Einfluß gehabt, zu keinem mir gegebenen öffentlichen Lobe, zu keiner für mich abgefaßten Schutzrede den entferntesten Anlaß gegeben, und mich sogar vor näheren Verbindungen mit Leuten von der kritischen Zunft gehütet habe.„ Man vergleiche nun hiemit einige Briefe, welche voriges Jahr, wiewohl auf eine höchst unerlaubte Art, im Drucke erschienen z. E. im 1sten Theil S. 172. Hanover, den 27 Febr. 1769. „Jtzt kann ich ihnen nur zwey Worte sagen: Sie rathen leicht worüber, über Herrn** seine Kriegslieder, die haben hier in Hanover einen ganz entsetzlichen Lerm gemacht, und Raspius tota cantabitur urbe. Verschlungen hat das Publikum in wenigen Tagen alle Exemplare, die davon in Buchladen waren: in allen Gesellschaften wurde von den Kriegsliedern gesprochen, und fast überall freute man sich den Mann

von Raspen urtheilte. Im Gegentheil war Klotz, der seinem Enthusiasmus für die Jacobische Muse zu sehr den Zügel ließ, die nächste Ursache, daß Jacobi auf eine unbillige Art von andern angegriffen wurde. Jacobi hat es auch eingesehen. Er sagt: „ freylich fiengen zu der Zeit, als ich außer aller Gemeinschaft mit Herrn Klotz, dem Kunstrichter, war, dessen Feinde an, in ihren eignen Wochenschriften, und in den Zeitungen ihrer Bundsgenossenen, über jedes Blättchen, das meinen

---

Mann gedemüthigt zu sehen, der die Höhe des Winterkastens erreichen wollte, und itzt das Schicksal des Nabukadnezars erfährt, von dem Lichtwehr in seiner Kindheit einmal gesungen hat:

Nebukadnezar sprach, das ist die große Babel,
Da kam der liebe Gott, und schlug ihn auf den
Schnabel.

Ferner S. 174. mit meinem K.** der seine Lieder mir sang, werden sie doch aus Freundschaft für mich, säuberlich verfahren?„ Heißt das nicht den geringsten Einfluß auf ein Zeitungsurtheil haben? Klotz hat auch Herrn K.** so sehr gelobt, daß Herr Riedel ihn dafür desto mehr tadelte. S. 175. bedankt sich Herr Jacobi für Klotzens Lobrede auf seine Sommerreise. „Zuerst dank ich Ihnen für das letzte Stück der Bibliothek, insonderheit für den Aufsatz, in welchem Sie meinen Amor so liebenswürdig vertheidiget haben (dieser Brief ist 1770 geschrieben.)

Namen trug, ihre Galle auszuschütten. Sie wollten mich vor meinem Vaterlande verächtlich machen; und nannten ihre höhnische Bemühung gerechten Tadel. Selbst meinen **Gleim** verschonten sie nicht. (h)„

Der Krieg war einmal angefangen — er dauerte fort, wenn auch gleich Herr **Jacobi** nach seiner Versicherung, mit Herrn **Klotzen** in keiner Verbindung mehr stand. Sein Bitten, den Krieg nicht zu vergrößern, sondern Friede zu machen, war nun zu spät. — „Könnt ich ihnen, so schreibt einmal **Jacobi** an **Klotz**, etwas von meiner Friedensliebe in die Seele singen (i).“ Denn nach den besondern Verbindungen,

S. 179 und 181 bedankt sich Herr Jacobi abermals für gute Recensionen. In der angeführten Schrift wider Hausen heißt es S. 54. daß er zu der Zeit, als die scurrilischen Briefe erschienen, nicht mehr an die jämmerlichen Zänkereyen der Journalisten gedacht habe. Gleichwohl steht in einem Brief S. 174. daß er und sein Herr Bruder einigemal vergebens nach Frankfurt geschrieben, hernach aber in Leipzig Jemanden Commission gegeben hätten. S. 175. ist Herr Jacobi sehr begierig Riedels Fehdebriefe zu sehen. —

(h) S. über das von Herrn Prof. Hausen rc. S. 55.

(i) S. Briefe deutscher Gelehrten an Herrn Klotz, 1 Theil S. 178. Schön ist es auch von Herrn Jaco-

gen, in welchen sich Klotz damals befand, konnte er, ohne Verletzung seiner Ehre, nicht aufhören, seine Feinde mit der Kritik zu züchtigen, und seine Freunde durch Lob an sich zu ziehen, oder, da bald dieser, bald jener ihm ungetreu wurde, durch Lob, (wie oft war es übertrieben? so übertrieben, daß es selbst denen mißfiel, welche er lobte,) neue Freundschaften zu errichten.

Wie viel ließe sich über die einzige Lehre von der Opposition und Conjunction der Gelehrten noch sagen, um meine Meynung zu bestätigen? Wenn ich eine systematische Abhandlung schrieb, so müßte ich mich freylich an ei

cobi, wenn er S. 182 schreibt: „wie sehr wünschte ich mein theuerster, daß der gelehrte Krieg einmal aufhörte, daß Sie ruhig unter dem Schatten ihres Feigenbaums säßen, anstatt ihre Lanze zu schärfen, sich neben mir mit Rosen bekränzten. —— Immer mehr lerne ich den Frieden schätzen, und gewiß werde ich fortfahren, wie ich angefangen habe. Die guten Menschen sind meine Feinde nicht, das weiß ich. — — S. 174. Ich läugne nicht, mein Liebster, daß ich die Wiederherstellung aller Dinge wünschte, und mit Klotz, Leßing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken möchte.„ Auch Uz und besonders H. v. Sonnenfels gaben Herrn Klotzen freundschaftlichen Rath; aber alles war vergebens. S. die angeführten Briefe S. 32. II. Th. S. 188. Dusch hat auch den Frieden Klotzen angerathen. S. 54.

ne genauere Ordnung binden; aber dem Himmel sey es gedankt! daß es nicht mehr Mode ist, bey kritischen Gegenständen systematisch zu schreiben. Am Ende wird eine Recapitulation vielleicht angenehmer seyn, als wenn ich immer **methodisch** schrieb.

Eine Stelle von einem berühmten Schriftsteller, der um so viel mehr Glauben verdient, je mehr er Gelegenheit gehabt hat, die **Recensirungskunst** kennen zu lernen, da er selbst einer von den Häuptern der Kritik war —, also eine Stelle von einem Kritikus (aber von einem aufrichtigen, deren wir freylich sehr wenig haben) wider die **Kritik**, wird hier nicht ganz am unrechten Orte stehen. „ Es ist zur Mode geworden, daß angehende Journalisten ihre Unpartheylichkeit rühmen. Völlig unpartheyisch zu seyn, das ist eine Eigenschaft, die ein **menschlicher Journalist** nicht hat, nie haben wird, nicht haben kann. Wir sind oft partheyisch, ohne es selbst zu wissen, und schon dieß ist Partheylichkeit, wenn wir ein Buch loben, weil es uns gefällt: denn es gefällt uns, weil wir dort Gesinnungen antreffen, die mit unserer Dekungsart übereinstimmen, oder wenn wir ein Buch tadeln, welches uns mißfallt; denn es mißfällt uns wegen solcher Dinge, die unserer Denkungsart widersprechen. Nimmt man vollends die Verbindungen hinzu, in welcher die Glieder des gelehrten Publici mit ein-

ander

ander stehen, so sieht man noch leichter ein, wie unmöglich eine völlige Unpartheylichkeit sey. Ein guter Journalist müßte eigentlich ein Mensch ohne Freunde, ohne Feinde, ohne Verbindungen, und selbst nicht einmal ein Schriftsteller seyn. Je bekannter der Autor wird, desto mehr häufen sich seine Freunde, und mit diesen verfährt er wenigstens säuberlich, auch wenn er sie nothwendig tadeln muß, desto mehr häufen sich seine Feinde, und diesen wird wenigstens das Lob, wenn man sie nothwendig loben muß, sehr sparsam zugetheilt, und meistens mit einem nicht allzuangenehmen Aber begleitet. Diß sind Umstände, denen kein Kunstrichter völlig ausweichen kann." Das heißt mit wenig Worten viel gesagt. Was kommen aber gewöhnlichermaßen noch für andere Umstände hinzu?

Der Director einer Recensionsfabrique kann, so wie andere Menschen, welche keine Directoren sind, zu gleicher Zeit nur an einem Orte seyn. Will er den ganzen Zustand von der Litteratur kennen und beurtheilen, so muß er einen weitläufigen Briefwechsel mit Gelehrten unterhalten. Wenigstens muß er in jeder Hauptstadt, die fruchtbar an Autoren ist, einige Correspondenten haben, welche ihm von den merkwürdigsten Sachen eine sichere Nachricht geben. Je weiter der Recensent von seinen Correspondenten entfernt ist, desto größer

ist

ist die Gefahr, betrogen zu werden. Der General theilt seine Befehle, nach den Berichten aus, die er von seinen Leuten erhält. Auf die nämliche Art muß der Kritikus oft nach den Berichten seiner Freunde, oder die er dafür hält, dem Publikum Dinge sagen, die er selbst nicht, wenigstens nicht so geschwind, nicht so gut wissen kann. Irrt er sich in der Wahl seiner Correspondenten, so wird alsdann das gelehrte Publikum sowohl mit Unwahrheiten überschwemmt, als das politische, wenn es falsche Nachrichten von entfernten Ländern in der Zeitung lieset. Was ist aber wohl leichter möglich, als sich in der Wahl seiner Freunde zu irren, besonders, wenn eine große Entfernung des Orts, die sehr nöthige Prüfung schwer oder unmöglich macht: ob der Correspondent bona fide handle, ob nicht Eigenliebe, Neid etc. einen Einfluß auf seine Berichte und Urtheile haben? Wie oft sind nicht auf diese Art unschuldige Leute gemißhandelt worden? Beyspiele brauche ich nicht erst lange zu suchen. Sie sind in der Nähe. Wie falsch hat man nicht vor einigen Jahren in auswärtigen Blättern von **Wien** geurtheilt? sowohl von dem Zustand der Gelehrsamkeit und des guten Geschmackes überhaupt, als ins besondere von einzelnen Personen. Man würde sich sehr irren, wenn man blos dem glauben wollte, was **Klotz** und die **Erfurtische gelehrte Zeitung** davon gesagt haben. Ohne zu wissen, wer der Correspon-

dent

dent gewesen sey, der z. E. so viel unanständiges von Herrn Heufeld in die dortigen Gegenden geschrieben hat, kann oder muß ich zur Steur der Wahrheit versichern, daß ich Gelegenheit genug gehabt habe, von der Partheylichkeit jenes Corresponden überzeugt zu werden. Manches ist ganz falsch, manches nur halb wahr, oder ganz einseitig vorgestellt. Wie hätte er sonst, wenn er nicht partheyisch gewesen wäre, die Verdienste eines Mannes verkennen können, der ohne Aufsehen machen zu wollen, ohne die stolze Mine eines Gelehrten oder wohl gar eines Reformators anzunehmen, so viel gutes bey der Nationalschaubühne gestiftet hat? Warum hat man ihn so vorsetzlich aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtet? Er hat nie einen Gelehrten, einen Schriftsteller von Profeßion vorstellen wollen. Desto mehr Ehre für ihn, daß er an Einsichten und besonders an Kenntniß der Welt viele von jenen hochgelahrten Recensenten übertrifft, die sich in Worten und Werken weit über ihn wegsetzen. Aber die Wahrheit bekommt doch endlich das Uebergewicht über Cabale und Unwahrheit. Was werden vernünftige denken, wenn sie die Geschichte des deutschen wienerischen Theaters, welche im **Theatralkalender** von **Wien** für das Jahr 1772 stehet, lesen, und mit dem vergleichen werden, was einige Kritiker, geblendet von den Schmeicheleyen ihrer Correspondenten, vor wenigen Jahren ausposaunt haben?

ben? Nicht der war es, der alles gethan hat, den sie dafür ausschrien — er war weder der **erste**, noch der **einzige**. — Wie wird **Riedel** das Unrecht bereuen, welches er aus Freundschaft für einen Correspondenten, von dem er nicht glaubte, daß er ihn hintergehen könnte, einem Manne angethan, den er nun, wie ich zuverläßig weiß, um so viel mehr schätzt, je mehr er von seinem guten Herzen und der Gründlichkeit seiner Einsichten, durch persönlichen Umgang überzeugt ist. So kann sich der Kritikus irren, und so haben sich schon viele geirrt, welche sich gewiß schämen würden, wenn sie das in der Nähe kennen lernten, was sie in der Entfernung nicht kennen können — und es doch mit einem entscheidenden Tone beurtheilen.

Diese Betrachtung verleitet mich, zu einer kleinen Ausschweifung. — Wenn man den Zustand der Wissenschaften in einem Land beurtheilen will, so nimmt man immer das **Bücherschreiben** zum Maasstab oder zum Erkenntnißgrund an. Wo sehr viel geschrieben wird, da müssen natürlicherweise auch mehr **gute Schriften** erscheinen, als wo weniger geschrieben wird. Allein es folgt nicht nothwendig, daß da, wo weniger Autoren sind, auch weniger Gelehrsamkeit herrsche. Nur zween Umstände mögen dieses erläutern:

1) Man

1.) Man scheint nicht zu bedenken, daß die Gelegenheitsursachen, die Bewegungsgründe, die Triebfedern zum Schreiben, und die davon abhängenden Meynungen von Ruhm, Ehre, Vortheil 2c. nicht in allen Ländern gleich sind, noch gleich seyn können.

2.) Daß selbst öffentliche Anstalten, die ein jeder Regent wegen des möglichen Misbrauchs der Schriftstellerey machen kann, oft machen muß, einen großen Einfluß auf die Menge, und auf die Beschaffenheit der Schriften haben. Je größer die Preßfreyheit ist, desto mehr wird, cæteris paribus, geschrieben.

Wie viele Fragen müssen erst beantwortet werden, ehe man im Stande ist, eine richtige Vergleichung von dem Zustand der Wissenschaften über verschiedene Länder zu machen. Die Schriftstellerey ist freylich ein wichtiger Artikel; da man aber ein Gelehrter seyn kann, ohne ein Autor zu seyn; da es nicht einerley ist, ob man nicht schreiben **kann**, nicht schreiben **will**, nicht schreiben **darf**; da die Wissenschaften bisweilen, so zu sagen, in cognito, floriren; so ist die Schriftstellerey ein sehr unzulänglicher Maasstab, den Zustand der Gelehrsamkeit zu bestimmen. Die nothwendigsten Bedürfniße sogar, haben einen Einfluß auf die Menge der Schriften. Sollte es nun wohl billig seyn, wenn man so calculiren wollte: in — und in —

verhalten sich die Menge der Schriftsteller, wie sich ihre **Mägen** gegen einander verhalten; also verhält sich auch die Gelehrsamkeit in beyden Ländern so gegeneinander? Nein — so wird niemand schließen wollen, sondern vielmehr das Land glücklich schätzen, in welchem die Gelehrten nicht ums Brod zu schreiben Ursache haben. Lieber wenigere Autoren, als viele unglückliche, die nur schreiben, weil sie schreiben müssen. Zwar haben wir dem nothwendigsten Bedürfniße, dem Hunger, sehr viele vortrefliche Geistesfrüchte zu verdanken; allein viele sind auch nur stets Embrionen geblieben, die es nicht hätten bleiben sollen, und viele, die es zur Ehre ihrer Väter, hätten bleiben sollen, haben das Unglück gehabt, reif zu werden. — Nun zurück zur Hauptsache.

Der Recensent kann eitel seyn, entweder weil er es an und für sich ist, oder weil ihn eine Menge Schmeichler verdorben haben — ein Fall der sehr gewöhnlich ist, und womit man einigermaßen die Thorheit mancher Gelehrten entschuldigen kann und muß. (k) Ein schmeichelhaf-

(k) Ich habe einmal Gelegenheit gehabt, nur vom leztern Jahre die Briefe zu lesen, welche an Gottsched geschrieben worden sind. Wie wurde der Mann in Briefen gelobt; von großen und kleinen Gelehrten: War es nun ein Wunder,

chelhafter und demüthiger Brief, ein schönes Exemplar noch darzu; was für Würkung können solche Kleinigkeiten thun, die für den eitlen und zuweilen auch intereßirten Recensenten nichts weniger als Kleinigkeiten sind? Der Autor hintergeht den Recensenten, und der Recensent das Publikum. Beyde lachen oft im Herzen darüber. Unterdessen wird die Recension an vielen Orten in der größten Entfernung gelesen. Die wenigsten Leser wissen die wahre Ursache, weswegen dieser oder jener Autor so nachdrücklich verherrlicht wird. Wie viele sind nicht gleichwohl so gutherzig, daß sie glauben, der Recensent, der eigent-

C lich

---

der, wenn er Schwachheiten begieng, die vielleicht jeder anderer in den nämlichen Umständen auch würde begangen haben? Jeder Ort kann seine Gottschede bekommen, wenn nur gewisse Umstände zusammentreffen, z. E. es darf einer an einem Orte irgend etwas Gutes, das aber daselbst neu ist, ausführen, er darf von auswärtigen Gelehrten gelobt werden, (und das kann gar leicht geschehen, weil die Gelehrten in solchen Fällen sehr höfliche Leute sind, wenn man nur nicht mit ihrem Staatsinteresse in Collision kömmt,) er darf selbst von der gütigen Mutter Natur mit einer guten Dosis Enthusiasmus und Eitelkeit begabt seyn, so wird er ein Gottsched, er mag nun in Wien, oder in Berlin, oder in Leipzig leben.

lich nur einen schönen Brief loben, oder sich für das schöne Exemplar bedanken sollte, sey ganz unpartheyisch; zumal da er bey solchen Umständen meistens seine Unpartheylichkeit mit vollem Halse herausstreicht? Wer im Gegentheil bey einem solchen Kritiker seine Schuldigkeit nicht beobachtet, kein Exemplar schickt, kein schönes Briefchen schreibt, dessen Schrift wird entweder gar mit Stillschweigen übergangen — und so ist ein solcher Autor in der Gefahr, nicht auf die Nachwelt zu kommen, seine Schrift wird **Maculatur** — oder er wird zur Strafe nachdrücklich getadelt, damit er zu der Erkenntniß der Wahrheit komme, und ein andermal seine Pflicht erfülle. Wohl dem, der die Staatskunst der Kritiker kennt; wehe dem, der sie nicht weiß, oder wann er sie weiß, nicht darnach handelt! Es giebt würklich Autoren, welche sie so gut verstehen, daß sie mit Kunstrichtern, welche in einem größern Krieg mit einander verwickelt sind, als die Russen mit den Türken, gute Freunde sind, und also von den entgegengesetztesten Partheyen gelobt — andere aber verstehen sie so wenig, daß sie entweder gar nicht gelobt, oder wohl gar getadelt werden. Eine **Neutralität** ist nur bisweilen nützlich. —

Ich kann leichtlich vermuthen, daß vielen meiner Leser, wenn ich anders das Glück

haben

haben werde, durch die edle Recensirungskunst viele zu bekommen, allerhand Beyspiele dieser Art werden bekannt seyn: wie mancher Gelehrter all sein bischen Ruhm der lieben Kritik zu verdanken habe, wie aber auch dieser unsichere Ruhm durch gelehrte Verrätereyen, oder andere Umstände, wieder abgenommen, und endlich gar verschwunden sey; wo es dann heißt:

Et redit ad nihilum, quod fuit ante nihil.

Möchte es mir doch gelingen, denenjenigen ihre Vorurtheile zu benehmen, welche sich noch itzo von denselbigen blenden lassen. So gar große Männer, welche von dem kritischen Schauplatz zu weit entfernt waren, sind eine Zeitlang getäuscht worden. Verschiedene Gelehrte in **Wien** haben darüber mit Recht Klagen geführt, daß sie sich die **Kritik** in Ober- und Niedersachsen ganz anders vorgestellt, als sie dieselbige nachher befunden haben. Es gehört viele Erfahrung dazu, ehe man auf alle mögliche Fälle, die uns in Ansehung der Kritik begegnen können, aufmerksam wird; ehe man einsieht, wie fein, wie unmerklich, oft der Recensent seine Nebenabsichten zu verbergen wisse, wie er unter dem Deckmantel der strengsten Unpartheylichkeit, Dunse loben und Genies tadeln könne. Je künstlicher einige ihre

Rolle zu spielen wissen, desto mehr erwerben sie sich Zutrauen; je weiter die Zuschauer von der Action entfernt sind, desto leichter können sie getäuscht werden.

Diese für einige glückliche Unwissenheit, ist die Hauptursache, von dem Ansehen, das sich die Kritik erworben, und wodurch sie es noch einigermassen erhalten hat; aber auch von ihrem Ruin, so bald die Unwissenheit durch Erfahrung verbannet wird. Das **Wissen** und **Nichtwissen** der wahren Beschaffenheit der Kritik erstreckt sich entweder auf die Umstände derjenigen Personen, welche das Amt der Kritik verwalten, oder auf uns selbst, oder auf beydes.

Man glaubt den Recensenten zu viel, weil man ihre besondern Umstände zu wenig kennt, weil man nicht weiß, was und wie viel die **Cabale** bey jeder Recension gewürkt habe, wie schwach, eitel, ja wie boshaft manche Recensenten sind. Bald ist der Recensent **seinetwegen** partheyisch; z. E. wenn des Autors Gesinnungen mit den seinigen übereinstimmen, oder wenn sie den seinigen zuwider sind, oder wenn er den recensirten Autor sich durch Lob will zum Freunde machen, oder wenn er ihn als ein Hinderniß seines Ruhms, seiner eigenen Absichten ansieht, in welchem Fall eine harte Kritik blos deswegen gemacht wird,

um

um dem zu schaden, der ihm auf irgend eine Art im Wege stehet. Bald des **Autors** wegen; z. E. wenn der Autor dem Recensenten Weyrauch gestreut, oder ihn irgendwo angegriffen hat ꝛc. Bald ist er wegen **anderer** partheyisch; z. E. wenn ein Autor durch einen guten Freund dem Recensenten ist empfohlen, oder durch einen Feind ist verhaßt gemacht worden.

Bisweilen recensirt sich sogar der Autor selbst — ich weiß Fälle, wo sich Autoren selbst gelobt, aber auch Fälle, wo sich Autoren, um nicht erkannt zu werden, selbst getadelt haben.

Noch mehr: man hat schon die Entdeckung gemacht, daß der nämliche Recensent das nämliche Buch zweymal recensirt, in einem Journal gelobt, im andern getadelt hat. So hat es **Klotz** gemacht. Herr **Hausen** erzählt davon ein merkwürdiges Beyspiel. Er sagt: „ So wie das **Thaler-Cabinet** des Herrn v. **Madai** herauskam, so wurde dasselbe in den Hallischen gelehrten Zeitungen unter grossen Lobeserhebungen von dem Herrn **Klotz** angezeigt: nicht lange hernach schickte er dem Herrn **Nicolai** ein nachtheiliges Urtheil über eben dasselbe Buch, um diese Revision seines ersten Urtheils in der allgemeinen Bibliothek abdrucken zu lassen. So wie selbige war abgedruckt worden, und als Herr v. **Madai** sie

gelesen hatte, so eilte er zu dem Herrn Klotz, und schüttete seine Klagen über diese Unbillichkeit bey ihm aus. Herr Klotz gab selbigen völligen Beyfall, und versprach sogar, ihn wider diesen unbescheidenen Angriff zu vertheidigen. Er erfüllte auch sein Versprechen, und machte in der Hallischen gelehrten Zeitung **wider** den Berliner Recensenten, das ist, **wider sich selbst**, ein blindes Feuer.„ Sehr nachdrücklich hat ein Recensent, welches man kaum erwarten sollte, in dem 8ten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek 2 St. S. 61 wider diesen Mißbrauch geeifert. Es heißt daselbst: „Wer die Kunst versteht, etwas als Wahrheit zu vertheidigen, wobey er im Herzen denkt, es ist doch nicht wahr, der kann es freylich allen Leuten recht machen. Aber die Gabe haben wir nicht, und wollen sie auch nicht haben. Nimmermehr werden wir uns daher auch überwinden, es solchen zweyzüngigen Gelehrten nachzuthun, denen über alle theologische Materien eine jede Sprache geläufig ist, die in dem einem gelehrten Blatte, so sie eilfertig in die Welt schicken, tolerant und in andern intolerant sind, in dem einem die Vorfechter der sogenannten Orthodoxie, oder andere elend befundene Scribenten mit der muthwilligsten Ungezogenheit und dem ausgelaßnesten Spott behandeln, und in dem andern wieder ihn vertheidigen, oder was noch mehr sagen will, gar ihr Lobredner werden. Aber wer

bey einem gesetzten moralischen Charakter Ehrfurcht für die Wahrheit hat, der kann unmöglich ein solch unedles und kindisches Spiel mit ihr treiben, wodurch man eben so unsittlich handelt, als man sich in den Augen verständiger Leute verächtlich macht.„

Auch ist es geschehen, zumal bey dem lezten Krieg mit dem Antikritikus, daß mehrere Recensionen von einem Verfasser, die in der Hauptsache gleiches Innhalts waren, in verschiedenen Journalen abgedruckt wurden, um durch die Mehrheit der Stimmen das Lob oder den Tadel eines Autors entscheidend und geltend zu machen. Dann hieß es: das Publikum hat schon sein Urtheil gesprochen rc.

Ein anderer Fall, der aber nicht so merkwürdig ist, ist der: wenn ein Gelehrter über mehr als eine Recensionsfabrique die Aufsicht hat, und es wird ein Schriftsteller auf ein ganz entgegengesetzte Art beurtheilt z. E. der **dankbare Sohn** von Herrn M. **Engel** wurde in der Hallischen gelehrten Zeitung sehr unbillig, und in der deutschen Bibliothek des Herrn geheimen Rath **Klotz** mit sehr vielen Lobeserhebungen beurtheilt. Das mußte wohl aus Versehen geschehen seyn; aber genug, es ist geschehen. Bisweilen wird auch ein Autor gelobt, blos weil man seinen Namen nicht weiß, so wurde z. E. einmal eine Uebersetzung von

Wichmann, dem **Antikritikus**, gelobt, welche gewiß nicht würde gelobt worden seyn, wenn Wichmann seinen Namen vorgesetzt hätte; denn der Recensent war ein Erzfeind von ihm. Im Gegentheil weiß ich auch Beyspiele, daß anonymische Autoren deswegen sind gemißhandelt worden, weil man sie verkannt hat. Beyspiele dieser Art könnte ich genug anführen, wenn es nicht eine zu verhaßte Sache wäre. Wie leicht kann es nun geschehen, daß man bey Lesung der Kritiken, alle diese Möglichkeiten vergißt, daß man einer Recension glaubt, ohne zu bedenken, daß vielleicht Freundschaft, Feindschaft, Stolz, Interesse, Schmeicheley und andere mögliche Umstände, das meiste zum Lob und Tadel beygetragen haben.

Bisweilen liegt die Ursache von dem allzugroßen Zutrauen für die Kritik, **in uns selbst.** Wir dürfen nur selbst gelobt worden seyn, so bekömmt unsere gute Meynung von der Recensirungskunst schon ein gar großes Gewicht, oder wenn wir vorher noch gleichgültig von ihr dachten, so wird unsere Gleichgültigkeit in Hochachtung verwandelt. Weniger, aber doch partheyisch sind wir, wenn uns die Kritik gefällt, weil sie zufälligerweise etliche Schriftsteller just so beurtheilt hat, als wie wir es würden gethan haben, wenn uns die Beurtheilung derselbigen wäre aufgetragen worden.

Auf ein andere Art kann man von der Betrieglichkeit der Kritik dadurch überzeugt werden, wenn man verschiedene Recensionen von verschiedenen Recensenten über das nämliche Buch mit einander vergleicht. Welche Widersprüche stossen uns hier auf! Was der eine bis im Himmel erhebt, das tadelt der andere; Was der eine als die elendeste Mißgeburth ankündiget, das macht der andere zum Original. Je mehr man solche Vergleichungen anstellt, desto mehr wird man erstaunen. Einen grossen Folianten könnte man mit solchen Widersprüchen anfüllen. Wie sehr ist **Wieland** getadelt und gelobt worden? wie sehr **Klotz**, **Semler**, **Basedow**, **Gellert**, **Rabener**, **Klopstock**, **Moses**, **Haller**, **Jacobi**, **Bahrdt**, **Schmid**, **Riedel**, **Feder**, **Flögel**, **Meiners**, **Crusius**, **Michaelis**, **Haussen**, **Schirach**? und viele andere haben das nämliche Schicksal gehabt, nur immer einer mehr als der andere.

An sich betrachtet, wäre es möglich, daß die Ursache dieses Contrastes blos in der Verschiedenheit der Kenntniße ihren Grund hätte; allein wenn man die Erfahrung zu Rathe zieht, so findet man gar bald, daß die Schuld an etwas ganz andern liege. So gewiß es ist, daß alles, was wir thun, von unsern Vorstellungen abhängt, so gewiß ist es auch, daß unsere Vorstellungen durch den Einfluß des Wil-

sens oft sehr verfälscht werden. Eben dieses geschiehet, indem sich der Recensent hinsetzt, und eine Kritik schreibt. Es kann seyn, daß er alle nöthige Kenntniße besitzt, um richtig urtheilen zu können; aber er darf nur von einer Leidenschaft gefesselt seyn — wird er nun nicht auf einmal alles mit ganz andern Augen ansehen? wird er wohl das Gute nicht mehr und weniger loben, das schlechte nicht mehr und nicht weniger tadeln, als es beydes verdient? Wäre es möglich, daß das Publikum, ehe es Recensionen liest, nur alle die Briefe lesen könnte, welche von den Autoren oder andern Freunden und Feinden an die Häupter der Recensirungsfabriquen vorher geschrieben worden sind, so würde man auf einmal die Kritik in puris naturalibus erblicken? Muß der Recensent nicht gerührt werden, wenn die Autoren so herzbrechende, so schmeichelhafte Briefe schreiben, als es gemeiniglich zu geschehen pfleget? Ich habe Gelegenheit gehabt viele solche Briefe zu lesen. Zur Probe will ich einige als einen Beytrag zur geheimen Geschichte der Kritik beyfügen — vielleicht erspare ich dadurch manchen furchtsamen Autor die Mühe, selbst welche zu machen. So viel ich weiß, ist diese Art von Briefen noch von keinem Briefsteller berührt worden. Ein Glück für mich, wenn hinführo jemand auf den Einfall kommen sollte, entweder einen eigenen Briefsteller für die Gelehr-

ten zu schreiben, oder doch diesem wichtigen Kapitel da einen Platz zu gönnen, wo von Empfehlungs- und Danksagungsschreiben gehandelt wird. Daß ich der erste gewesen bin, der die Nothwendigkeit davon eingesehen hat, wird man hoffentlich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Dieß mag genug seyn, von der Partheylichkeit, in so ferne die Autoren, die Recensenten, und ihre Freunde und Feinde Schuld daran sind. Ich komme nun auf einen Umstand, welcher die Kritik noch mehr in ihrer Blöße darstellt. Wenn bloß Autoren, besonders gemißhandelte, über die Betrieglichkeit derselben Klagen führten, so dürfte ihre Beschuldigung selbst für partheyisch gehalten werden. Aber was wird man sagen, wenn die Kritiker selbst am meisten **wider die Kritik** deklamiren? Zwar hält sich jeder für unpartheyisch; jedoch klagt er desto mehr über andere, und so benimmt er sich, wider seinen Willen, sein eigenes Ansehen. Denn gehört wohl viel Ueberlegung dazu, um einzusehen, woher die Klagen solcher Herrn entstehen, und was sie zu bedeuten haben?

Einige Beyspiele werden auch hier ihre Würkung thun. Es ist bekannt, welch Aufsehen die beyden Bibliotheken derer Herrn **Klotz** und **Nicolai** gemacht haben. Nie ist mehr

von

von Partheylichkeit, und von Cabale gesprochen worden, als bey den Kriegen dieser beyden Bibliotheken (1). Beyde wollen unpartheyisch seyn, gleichwohl macht jede die andere partheyisch — welche hat nun recht? Beyde, eine oder keine? Das erste ist unmöglich, das andere widerlegt die Erfahrung, also bleibt nur der dritte Fall übrig, jedoch mit dem Zusatz, daß die eine weit mehr Partheylichkeit verräth als die andere. Daß aber beyde nicht frey von kritischen Fehlern sind, lehrt am besten die Vergleichung derjenigen Recensionen, welche entweder die Mitarbeiter, oder die Freunde und Feinde derselbigen betreffen. Eine ganz ausführliche Untersuchung anzustellen, ist itzt nicht meine Absicht; nicht bloß der Weitläuftigkeit wegen, sondern weil es überhaupt eine Sache ist, die keinen strengen Beweiß zuläßt. Denn was würde es helfen, wenn ich noch so viel Beyspiele anführte? wenn ich fragte: woher es komme, daß ein von **Nicolai** gelobter Autor, von **Klotz** getadelt werde? Ins Herz kann man keinem Recensenten hinein schauen, und ihn also auch nichts ablauern. Briefe nnd mündliche Unterredungen müßten zum Beweiß angeführt werden. Dieß ist aber theils unmöglich, theils unerlaubt. Es geht also hier

wie

---

(1) Die *Acta* litteraria und die Hallische gelehrte Zeitung muß man dazu nehmen.

wie in vielen andern Fällen: man glaubt, was man empfindet, wenn mans auch nicht strenge beweisen kann. Genug, daß das unläugbar ist, was ich behauptet habe: nämlich, daß die Kritiker einander selbst partheyisch schelten, und ihre Fehler einander öffentlich vorwerfen.

Nun zur Sache —. Was sagt Herr **Nicolai** von seiner Bibliothek? Hier sind seine eigene Worte: „ich habe nie wissentlich einen Recensenten ein Buch recensiren lassen, der des Verfassers erklärter Freund oder Feind wäre; die Bibliothek soll unpartheyisch seyn.„

Was sagt Herr **Nicolai** von Herrn **Klotz**: „Seine Journale enthalten viele, aus Leidenschaft und Partheylichkeit hingeschriebene ungereimte Dinge.„ (m) Vermuthlich hat Herr **Nicolai** auch bey folgender Stelle an **Klotzen** gedacht: „gewisse Kunstrichter loben und tadeln sehr laut und in der größten Geschwindigkeit, damit das Publikum erschrecke, und nicht etwa unwissend das Gegentheil von dem thue, was der Kunstrichter will gethan wissen. Wäre etwa Gefahr da, daß ein Freund, der gelobt werden soll, von der Welt möchte getadelt werden,

(m) S. die Vorrede des Herrn Nicolai zum 2. Stück des 1ten Bandes der allgem. deutschen Bibliothek. p. 26.

den, so wird geschwind in zehn Zeitungen sein Buch so unverschämt gelobt, daß niemand sich untersteht das geringste zu tadeln." (n) Herr **Nicolai** führt hiebey ein Beyspiel von einer Recension über **Klotzens** Abhandlung von den geschnittenen Steinen an. Am deutlichsten und nachdrücklichsten redet Herr **Nicolai** im Anhang zum 2. St. des 15. Bandes. Er sagt: „daß **Klotz** und seine Anhänger von kindischen Anspielungen und Drohungen, zu verächtlichen Namen, zu den gröbsten Beschuldigungen, fortgeschritten wären, daß sie so oft gezeigt, daß sie auf keine Gründe zu antworten, hingegen Sachen wider den offenbarsten Augenschein zu behaupten, ja so gar das, was sie selbst verbrochen hätten, ihren Gegnern aufzubürden suchten. Sind wir das, setzt Herr **Nicolai** hinzu, wofür uns Herr **Klotz** ausgiebt; sind wir unwissende, ungezogene Schriftsteller, die voll kriechenden Eigennutzes, voll aufgeblasenen Eigendünkels, voll dürftigen Muthwillens, voll hämischer Bosheit, nicht Beurtheilungen, sondern Lügen, Lästerungen, Verläumdungen und Pasquille schreiben: so verdienen wir die Verachtung und den Abscheu jedes rechtschaffenen Mannes. Sind wir aber eine Gesellschaft von Gelehrten, die sich blos des unstritigen Rechts, das alle Gelehrte haben, einander zu beurtheilen,

---

(n) S. loc. cit. p. 6.

len, bedienen; haben wir unsere Beurtheilungen, wo es nöthig, mit Gründen belegt, und allemal **nur** auf die Schriften **nie** aber auf die Person gesehen (o), haben wir nie jemand verläumdet und gelästert; hat Herr Klotz und seine Anhänger ihre harte Beschuldigungen gegen uns nie mit Gründen bewiesen, haben sie sich des Muthwillens, des Eigendünkels, des Privathasses, der Nebenabsichten, deren sie uns zeihen wollen, selbst in einem hohen Grad schuldig gemacht, haben sie mit ausgelassener Grobheit uns nicht zu widerlegen, sondern nur zu beleidigen und zu schmähen gesucht, haben sie mit giftiger Bitterkeit unsre unschuldigsten Handlungen, auf der schwärzesten Seite vorzustellen gesucht, haben sie den ehrlichen Namen des Verlegers, mit den pöbelhaftesten, ungezognesten, selbst in **Civilgerichten** ahndungswürdigen Schimpfwörtern angegriffen: so fragen wir jeden ehrliebenden Mann, wie ein solches Verfahren zu benennen sey? Ob diejenigen,

(o) Hier scheint Herr Nicolai zu vergessen, daß er und seine Recensenten Menschen sind. Wie will Herr Nicolai im Stande seyn, alle die Verrhältniße der 50 Gelehrten (denn so viel arbeiten, nach seiner Aussage, an der Bibliothek) genau zu kennen, in welchen sie mit dem gelehrten Publikum stehen? Wie viel gehört nicht dazu, um nur einen einzigen Gelehrten nach allen Prädicamenten des Aristoteles kennen zu lernen, geschweige denn fünfzig?

nigen, die sich desselben schuldig gemacht haben, den Namen wahrer Gelehrten und rechtschaffener Leute verdienen?„

Daß Herr **Klotz** sich für unpartheyisch gehalten habe, bedarf keines Beweises — und mußte ers nicht glauben, da es ihm beständig so viele vorsagten, so viele in Briefen versicherten?

Aber was sagt nun **Klotz**? Nur gar zu oft hat er in der Sprache der stärksten Leidenschaft geschrieben. Mit Feuer und Schwerd greift er die **allgemeine deutsche Bibliothek an.** Hierinnen ist er immer mehr zu tadeln als Herr **Nicolai**, welcher nie so hart gesprochen, gesetzt auch, daß seine Recensenten nicht allzeit so höflich waren. Ohne Erstaunen kann man das nicht lesen, was **Klotz** wider Nicolai und seine Recensenten (p) nicht nur deutsch, sondern auch lateinisch geschrieben hat. Im 14 St. der deutschen Bibliothek des Herrn **Klotzens** heißt es S. 331. „für Kunstrichter, **die** im

(p) Es macht Herrn Nicolai Ehre, daß er im 15 Band 2. St. S. 633 — 650. selbst alle die Beschuldigungen hat abdrucken lassen, die ihm Klotz in seinen Schriften gemacht hat, um das Publikum darüber urtheilen zu lassen. Wenn man nur in andern Stücken so gehandelt hätte, so

im **Solde stehen**, sind dergleichen Bücher nicht übel. Sie können fast eben so viel Bogen mit der Kritik füllen, als ihr Verf. mit der Uebersetzung gefüllt hat (es wird von **Damms Homer** geredt). Unterdessen will ich es doch nicht thun, und sollte ich es auch Herrn **Nicolai** und seinen Freunden überlassen. Im 16 St. S. 630. Und Herr **Nicolai**, der, ehe sich **Leßing** und **Herder** rüsteten, zwey ganzer Jahre den Frieden liebte, braucht er nicht jetzt **Klotzens** Namen zum Refrain bey jeder Recension, wo ihm dieß die bequemste Methode scheint, über Bücher, die man aus gewissen Ursachen entweder nicht loben, oder nicht tadeln will, weg zu kommen. Im 18. St. S. 320. Wenn **Nicolai** irgendwo eine Brochüre auftreiben kann, die gegen **Jacobi**, **Klotz**, **Riedeln** u. s. w. ist, **wie eilt er**, ihr einen Platz in seiner Bibliothek zu geben? wie eifrig excerpirt er aus den schlechtesten Schriften alles, was nur irgend gegen diejenigen gesagt ist, die er als das Verderbniß seines Verlags und seiner Nahrung ansiehet. Ich glaube, man recensirte, was im Tollhause geschrieben

---

so würde das Publikum nie, weder über Klotzen noch über Herrn Nicolai geklagt, sondern allezeit selbst geurtheilt haben. So aber machte man dem lieben Publikum immer sehr höfliche Verbeugungen, um bey anderer Gelegenheit mit Anstand desto unhöflicher seyn zu können.

wäre, wenn es nur gegen Gleim, Jacobi, Klotz gerichtet ist. Im 20. St. S. 691. wo Herr Klotz seine Ausgabe des Herrn Fresnoy de pictura selbst recensirt: sicher hat Nicolai nach Empfang dieser Vorrede alle seine Collegen aus allen Winkeln und aus allen Dachstuben zusammen fordern lassen, und einen Blutrath gehalten. In der angeführten Vorrede nennt Klotz die Nicolaiten, infimam populi litterati fecem, cujus dux, homo sine doctrina & ingenio, audax lucelli cupidus atque vecors — — qui victum e conviciis jam inde a decem fere annis quaesivit, & esuritionem scurrili & improba dicacitate depulit — — Klotz sagt so gar, was die Nachwelt dereinst von Herrn Nicolai denken werde: erit olim Friderici Nicolai, Berolinensis Bibliopolae, novo & inaudito mercaturae genere negociantis, id est, *maledicta vendentis* & convicia, nomen triste exemplum fastus & *atrocissimae maledicendi libidinis.* — — Nam licet nullum verbum tam durum, nulla oratio tam atrox sit, quam non ista mentiendi maledicendique audacia, quam criticam dicunt libertatem, merito audire debeat. — Im 22. St. S. 376. wird die Bibliothek des Herrn Nicolai so definirt: sie sey eine Sammlung von Spöttereyen und partheyischen Urtheilen. Nicht besser ist Herr Klotz in seinen actis litterariis mit Herrn Nicolai umgegangen. Wenn man ganz unpar-

partheyisch die Vorrede zum 5ten Band liest, und nur vorher einige scharfe und höchst partheyische Kritiken von Hrn. Klotz gelesen hat — deren er, selbst nach dem Geständniß aller, die ihn am genauesten gekannt haben, ein ziemliche Anzahl gemacht hat, — so geräth man oft in Versuchung zu fragen: **hat sich hier Klotz nicht selbst abgeschildert?** So unachtsam sind wir arme Erdensöhne, wenn wir, entflammt von dem Feuer einer Leidenschaft, Fehler an andern aufsuchen wollen, die wir gewiß nicht rügen würden, so bald wir sie, oder wohl gar noch größere an uns selbst erblickten. Klotz fragt: Cui probetur luculentum partium studium in laudandis aliis, aliis vituperandis? Wie war es doch möglich, daß Herr Klotz hiebey nicht an sich selbst dachte? Wie verschiedene Perioden hat nicht der einzige Herr Prof. **Schmid** in Giesen bey seiner Kritik erlebt? Erst wurde er getadelt, weil er gut von den Berlinern geschrieben hatte, dann wurde er gelobt, weil er das, was er von den Berlinern gesagt hatte, für jugendlichen Enthusiasmus erklärte, und hierauf selbst ein fleißiger Mitarbeiter an **Klotzens** Bibliothek wurde, und endlich ergrimmte **Klotz** noch kurz vor seinem Tode, von neuem wider ihn — und das blos eines Aufsatzes wegen, welcher in dem **Partere** des Herrn **Schmids** (q) über die **Döbbelini**-

 sche

(q) Dieser Aufsatz soll nicht einmal von Herrn

sche Gesellschaft stand. Wie schnell war nicht der Uebergang von der beißenden Kritik zu den größten Lobeserhebungen, in Ansehung des Herrn D. **Bahrdts**? Wie konnte er also den Berlinern ein so großes Verbrechen aus der Partheylichkeit machen, die er selbst in so hohen Grad besaß? — Im VI. Band der Act. Litt. P. I. pag. 5. steht auch eine entsetzliche Stelle. Erst redet **Klotz** von Kritikern, qui fame perirent, nisi Germania emax eorum libellos singulis mensibus appeteret. — — Dann sagt er, wen er meyne: nonne dux & ante signatus criticorum, si DIS placet, satis eruditorum est bibliopola Berolinensis Fridericus Nicolai, quem omnium bipedum maxime ridiculum esse, & mortales omnes rerum bonorum omnium ignorantia vincere quidquid in Germania sapit, non sine risu & sibilis dudum professum fuit. — Nur noch einige claßische Stellen aus der Hallischen gelehrten Zeitung. Die eine steht im 85. St. vom Jahr 1769. **Klotz** sagt: „ es ist in dieser

Prof. Schmid herrühren. Es wurde weiter nichts darinnen gesagt, als daß Herr Klotz nicht Judex competens über die theatralischen Vorstellungen der Döbbelinischen Gesellschaft sey, welche er so unmäßig in den Hallischen gelehrten Zeitungen lobte, als wie sie der Verfasser des angeführten Aufsatzes S. 325 — 387. unmäßig getadelt hat.

ser gelehrten Zeitung seit langer Zeit der **allgemeinen deutschen Bibliothek** nicht gedacht worden, weil man sie, als **Makulatur** (r) betrachtet, die ausgelassene und **niedrige Pasquille** (einen Ausdruck, dessen Rechtmässigkeit man auf Verlangen **juristisch** (s) zu erhärten sich erbietet) gegen Herrn **Klotzen** ausstreut. Was **Nicolai** nicht verstehen will, müssen wir ihm also mit deutlichen Worten sagen. Wir, die wir diese Zeitung schreiben, halten uns sämmtlich, aus vielen Ursachen, zu gut, als daß wir uns **mit diesem Menschen** auf irgend eine Art weiter einlassen wollten und könnten, oder uns durch Zänkereyen mit ihm besudeln, so wie wir daher seine schmähsüchtigen Kritiken und Pasquille, von denen er lebt, gar nicht weiter anzuzeigen uns schon lange vorgenommen haben. Was sollten wir nicht dieses kleine litterarische Insekt ruhig am Fluß des Parnaßes im Schwamme fortkriechen lassen? Das Leben dieses Amphibium

(r) Es mußte aber doch recht böses Makulatur seyn, weil Herr Klotz seinem Versprechen immer zuwider gehandelt, und dawider geschrieben hat.

(s) Eine ähnliche Stelle von Herrn Nicolai gegen Klotz, habe ich kurz vorher angeführt. Wie verderbt muß die Kritik seyn, wenn sie so gar fürs weltliche Gericht kommen soll?

ist das Leben eines Tages." Heißt das nicht die Sache weit treiben? Eine andere Stelle, die sich sowohl der Kürze als des Nachdrucks wegen auszeichnet: „die Sprache ist nicht Nicolaisch: das heißt **nicht lügenhaft, frech und** grob." (t) Anderswo: „Es ist auch gewiß etwas unerhörtes, daß ein solcher Mensch, wie **Nicolai**, der blos Handelsmann ist, schon seit zehn und mehren Jahren **Schmähschriften auf ganz Deutschland** verkauft, und damit sein Gewerbe treibt, und daß noch dieser Mensch gelehrte Männer, zu deren Ruhm sich Ausländer und Inländer vereinigt, allein schmähen, mit seinen nothdürftigen Spiesgesellen verläumden, und mit Lügen kränken will. Verachtung und Abscheu, trift die Cabalen und Thorheit, wodurch einzig und allein der Name dieses Buchhändlers hier und da bekannt ist." (u) —

Wenn würde ich fertig werden, wenn ich nur alles abschreiben wollte, was **sehr hart** ist; der vielen Anspielungen zu geschweigen, deren sich **Kloz** so oft bedient hat.

Ich will vielmehr, zur Entschuldigung **Klotzens** zeigen, wie nach und nach seine auser-

(t) S. Hallische gelehrte Zeitung 1770. S. 186.
(u) S. loc. cit. S. 228

ßerordentliche Feindschaft gegen Nicolai entstanden sey, und habe entstehen müssen. Ohne mich auf alles das einzulassen, was Herr Nicolai in der Vorrede zum 2. St. des 8. Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek ausführlich von dem Ursprung, Fortgang und Ende seiner Bekanntschaft mit Klotzen erzählet, so begnüge ich mich, aus einem einzigen Zug, den auch Nicolai bemerkt, die Möglichkeit von allen nachfolgenden Uebereilungen zeigen zu können. Klotz konnte nämlich nicht den geringsten Tadel, nicht den geringsten Widerspruch vertragen, so nothwendig und natürlich es auch war, daß er vermöge seines feurigen und würklich großen Genies, alle Augenblicke etwas zu tadeln finden mußte. Aus diesem einzigen Fehler, wenn man hernach einige zufällige Umstände hinzunimmt, entstand zu erst eine Gleichgültigkeit gegen die, welche ihn tadelten, und endlich die größte Feindschaft. Wäre z. E. Herr Klotz in der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht getadelt, oder nur mehr gelobt worden — denn ein großes Lob verringert den damit verknüpften Tadel — so würde er immer mit Nicolai gut Freund geblieben seyn, weil er von Natur sehr viel Anlage zur Freundschaft hatte. Er würde sich nicht für die intereßirt haben, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek scharf und unbillig kritisirt worden waren, wie er es hernach gethan hat. So bald aber im 2. St. des 4.

Bandes wider seine vindicias Horatii einige Erinnerungen gemacht wurden, so wurde er ungehalten auf Herrn **Nicolai**; um unpartheyisch zu scheinen, fieng er nun an, nicht etwa blos seinen Recensenten, sondern auch andere für partheyisch zu halten. Es war dieß eine scheinbare Beruhigung für **Klotzen**, socios habuisse — — die ihn hernach aufmunterte, seiner Eitelkeit dadurch Gnüge zu thun, daß er auch für andere stritte, die von den Berlinern nach seiner Einbildung, beleidigt worden waren. Oft suchte er daher seiner Leidenschaft den Anstrich zu geben, als wenn er die Beleidigungen rächen wollte, die **Nicolai** der ganzen Autorschaft in Deutschland angethan hätte. Warum that er aber das nicht eher, als bis er von der allgemeinen deutschen Bibliothek getadelt worden war? Warum beleidigte er, tecto nomine selbst verschiedene Gelehrte? Nur der Tadel, der ihn betraf, lag ihm eigentlich so sehr am Herzen. Um dieß aber zu verbergen, verwickelte er auch andere Autoren mit ins Spiel. Er warb Hülfstruppen an, und endlich stiftete er selbst eine Bibliothek. — So entstand nun auch der locus communis, daß die Berliner Bibliothek blos von der Cabale dirigirt würde. Vorher dachte freylich **Klotz** ganz anders; es gehörte auch mehr als ein Augenblick dazu, ehe er anders urtheilen konnte. Allein, sobald einmal sein Verstand theils durch seine Eitelkeit und Ehr-

begierde,

begierde, theils durch gelehrte Hetzereyen— ein wichtiger Artikel, den man bey **Klotzen** nicht hoch genug taxiren kann — eine andere Richtung bekam, so war es nunmehro ganz natürlich, daß eben der **Nicolai**, dessen Freundschaft er vorher suchte, den er für einen gelehrten Mann hielt, in dessen Bibliothek er selbst Recensionen lieferte, daß, sage ich, eben dieser **Nicolai** in **Klotzens** Augen bis zum schlechtesten Buchhändler herabgesetzt wurde. Unterdessen konnten freylich die Berliner keine stille Zuschauer von dem abgeben, was **Klotz** mit seinen Anhängern wider sie vorbrachten —— **Klotz** wurde also noch mehr getadelt, seine Begierde wurde von neuem gereitzt, und wer weiß nicht, in welcher Progreßion die Leidenschaften großer Geister zunehmen?

Das sonderbarste bey der ganzen Sache ist, daß **Klotz** über die Fehler am meisten aufgebracht war, die er am öftersten selbst begieng. Oben habe ich schon Exempel in Ansehung der Partheylichkeit angeführt. Itzt will ich noch eins anführen, daraus man sehen kann, wie weit **Klotzens** Leidenschaft in einer Sache gegangen sey, und das blos, weil es Herrn **Nicolai** betraf. In der Vorrede zu Abbts freundschaftlicher Correspondenz hatte Herr **Nicolai** gesagt: „wir hielten unsere Aufsätze so wenig für ein wichtiges Werk, daß wir in unsern Privatbriefen öfters mit vertraulicher Mi-

ne darüber scherzten." — Klotz recensirte diese Correspondenz im 22. Stück seiner Bibliothek, und machte über die angeführte Stelle S. 335. folgende Anmerkung: „das kann wohl seyn, und wir finden in diesen Briefen häufige Spuren davon. Nur wird mancher Mann zweifeln, ob dieser Scherz dem Verfasser zur Ehre gereichen könne. Was müssen das für Leute seyn, wird mancher gutgearteter Deutsche denken, die sich alle Mühe gegeben haben, Schriftsteller, die ihnen nichts gethan, lächerlich zu machen, und durch ihren Spott, durch ihre Grobheit, ihr Leben zu verbittern, und gleichwohl hintennach darüber lachen, daß sie den Autor geärgert haben? die darüber spassen, daß sie jemanden aus ihrer Fassung gebracht? Sind dieses die Leute, die zuvor immer sagten, daß sie elende Schriftsteller züchtigten aus Eifer für das Publikum, für den guten Geschmack, für die Nation? Jetzt sagen sie, ihre beißenden Aufsätze wären ihnen keine wichtige Sache gewesen. Also animi causa war man grob, spöttisch, beleidigend!"

Wenn Klotz jemals recht gehabt hat, so hat er hier recht. Aber hat er nie die nämliche Sünde begangen? Hat er nie einen Schriftsteller lächerlich gemacht, der ihm nichts gethan hat? Was hatten ihm Crusius, Raspe, Gatterer, Michaelis, Bahrdt, Schmid, Teller, Reinhard, Burrmann, Heufeld,

Klem,

Herr Rector **Walch** in Schleusingen, Herr Rector **Lipsius** in Schmalkalten, **Wichmann** der erste und der zweyte, **Vogel** und **Schmid** in Erfurth ꝛc. gethan? Hat er nie hinten nach darüber gelacht? Aus einigen Briefen, die Hr. **Klotz** an seine Freunde geschrieben, und die vielleicht bald im Drucke erscheinen werden, wird man den **Schlüssel** zur ganzen Kritik des Herrn **Klotzens** kennen lernen. Er giebt in demselbigen deutlich genug zu verstehen, daß seine Absicht darauf gerichtet sey, die Welt von der Nichtigkeit der Kritik zu überzeugen —. Also hat auch er, als Freund, anders gesprochen, als er als Kritikus, oder Schriftsteller sprach. Abermals ein Zug von der Schwachheit der Menschen. Sich selbst erlaubt man etwas, was man an andern für strafbar hält. Hätte ein anderer, als **Nicolai**, die angeführten Worte geschrieben; hätte es ein Freund von Herrn **Klotzen** gesagt, würde er wohl etwas dawider erinnert, oder so heftig dawider geschrieben haben? Was bey **Nicolai** ein Laster war, das wäre wohl gar bey einem seiner Freunde zur Tugend gemacht worden. Diese Beobachtung läßt sich sehr weit ausdehnen. Wenn z. E. ein **Ernesti** einem **Semler** das nämliche als Freund sagte, was seine Gegner, **Goeze**, **Schmid** ꝛc. oft ziemlich hitzig, wider ihn vorgebracht haben, würde er nicht eher nachgeben, eher seine Meynungen mildern, oder wohl gar widerruffen? Einerley Einwürfe, in

dem Munde eines Freundes oder eines Feindes, werden nie, oder selten, einerley Würkung thun. —

Ein Fehler bleibt es allezeit, daß **Klotz** so unbillig mit den Berlinern (und einigen andern) umgegangen ist; aber er ist nicht allein Ursach daran. Viele, die nicht so viel Muth hatten, selbst wider die Berliner zu Felde zu gehen, brauchten ihn zum Mittel; unter seinem Namen wurde vieles fürs Publikum hingeschrieben, was er allein nicht hätte wissen können. Woher die Anekdoten, worauf er sich bisweilen beruft? Woher die Nachrichten, daß dieser oder jener Gelehrter eine gewisse Recension gemacht habe?

Daß wenigstens **Klotz** nicht der einzige gewesen ist, der sehr wider die Berliner Bibliothek aufgebracht war (noch itzo ist man mit ihr unzufrieden), sieht man aus den Briefen an Herrn **Klotz**, welche voriges Jahr im Drucke erschienen sind, gesetzt auch, daß sonst keine Beweise davon vorhanden wären. So sehr es überhaupt zu mißbilligen ist, daß diese Briefe herausgegeben worden sind, so glaube ich doch, daß, da man nun einmal ihr Daseyn nicht verhindern kann, es erlaubt seyn werde, sie so gut zu brauchen, als es nach meiner Absicht möglich ist. Ich schreibe also abermals ab.

Im ersten Theil S. 43. beklagt sich Herr von **Sonnenfels** über die hämischen Nachrichten, die etwa **Nicolai** in Deutschland von ihm ausbreiten dürfte.

S. 92. schreibt **Abbt**, der doch sonst ein so guter Freund von **Nicolai** war: „ich habe die neue deutsche Bibliothek empfangen, und halte sie für ein Satyre auf Deutschland.

Flögel, einer unserer besten Philosophen, und gewiß auch einer der besten Recensenten auf der Klotzischen Seite, schreibt S. 141.: „die Berlinischen Litteratoren, welche unter der Fahne des Buchhändlers, wie jene unter dem **Petrus Eremita**, ihre Kreutzzüge angetreten haben, möchten gern stolz von dem Begriffe ihrer Hauptstadt, die armen Gelehrten in der Provinz als gebietende Demagogen behandeln; gern ihnen beybringen, daß sie ihr Antheil am Menschenverstande vor ihrem Throne zu Lehn empfangen müßten. Aber was werden sie zu den Zeichen und Wundern sagen, die in unsern Tagen geschehen! Die Bibliothek, die Acta litteraria und die lezte gründliche Kritik in den Hallischen Zeitungen werden ihnen zu erkennen geben, daß der Schluß ihrer Periode nicht mehr weit sey, daß die Welt ohne ihre Brille auch sehen kann, und daß der freye Staat der Gelehrsamkeit in unsern Umständen nur auf eine kurze Zeit kann unter-

ters Joch gebracht werden. S. 154. Ueber das Toben des guten **Nicolai** im 5. Bande seiner Bibliothek habe ich herzlich lachen müssen, und mit mir alle, welche das wahre Publikum kennen. Ein lebhaftes Protocoll eines alten Rabulisten; mich wundert nur, daß er nicht Zeugen hat gerichtlich abhören, und alles formell beschwören lassen. Ich weiß, daß Sie über das papierne Auto da Fe lachen, und alle gemalte Teufelslarven verspotten. So weit sind wir in Deutschland. — S. 157. Offenbar ist, daß die antiquarischen Briefe den ersten Ton angaben, und den Anfang zu einer Schandchronik gemacht haben, und die allgemeine deutsche Bibliothek betet treulich nach; ihre Partheylichkeit ist so sichtbar und grob, daß auch ihre vorigen Verehrer ihrem Absterben mit Vergnügen entgegensehen, und doch droht man uns mit neuen zwölf Bänden, die Recension von **Ugolino** stammt sichtbar von **Herdern** her. — — Ist doch der **Antikritikus** auch entschlassen — — so müssen alle Dunse entschlassen, und mit ihm alle grobe Kunstrichter, die Herr **Jacobi** mit dem Bären vergleicht: wofür ihn die Berlinische Bibliothek weidlich angebrummt hat. Solche Kritiken können nur von niedrigen Seelen entstehen, die unter der Hand eines Gewürz- und Papierkrämers gebildet worden; ihre Waare geht auch zurück in den Ort ihres Ursprungs. Sie, vortreflicher Freund, sind muthig genug,

allen

allen Cabalen feiler Kunstrichter Trotz zu bieten, und es ist ein wahres Glück für Deutschland, daß Sie sich der gemeinen Sache, der Litteratur so männlich angenommen haben. Denn der Berlinische Ton war so despotisch worden, daß man nur einseitige Urtheile hörte, und man schwieg entweder aus Feigheit, oder Nachläßigkeit zu lange; es ist also gar nicht zu verwundern, daß Kritiken im Senftenträger Ton über ihre Schriften ergehen; denn von einem Gelehrten können sie unmöglich herkommen; so rauh und ungeschliffen sind sie.' —

Im zweyten Theil sagt **Herwig** S. 64: „Ueber **Nicolai** können sie also nicht zürnen (die Erfahrung hat das Gegentheil gezeigt)? In dieser Sache habe ich ihren Charakter als den liebenswürdigsten gefunden; denn **Nicolai** ist doch nur ein zweyter Hektor in lezten Zügen."

Am merkwürdigsten ist, was **Grillo** schreibt: „Da ich zeigen kann, daß mir in der Recension über meinen **Longus** Unrecht geschehen, so werde ichs doch schwerlich thun, unerachtet **Nicolai** bey dieser Gelegenheit eine Schwäche gezeigt hat, die der Züchtigung werth ist. Er schickte mir die Recension in Manuscript; und schrieb: er wüßte gar nicht, was er machen sollte. Sie (Klotz) hätten den Longus

gus gelobt, und Heyne sagte ganz das Gegentheil. Ich sollte ihm rathen, ob er sie drucken lassen sollte? Ich schrieb ihm, daß er seine ganze Bibliothek zum Teufel werfen sollte, weil er bey dieser Gelegenheit sähe, daß man in Sachen des Geschmacks nach gewissen unwandelbaren Regeln unmöglich richten könne, sonst müsse der eine nicht loben, was der andere verdammte. Allein weil er vermuthlich dem Teufel einen so schlechten Bissen vorzuwerfen sich schämte, hat er sie für sich und alle diejenigen beybehalten, die nicht urtheilen können."

Ueberhaupt ist der ganze Brief S. 103. u. f. des Herrn **Grillo** aus mehr als einer Ursache wichtig. Man sieht daraus,

1.) Daß Kunstrichter sich nicht gerne von andern **Kunstrichtern** lassen. **Klotz** hatte sich bey **Nicolai** über die Recension des **Strato** beschwert. Diese Recension hatte Herr **Grillo** gemacht. Nicolai zeigte dem Recensenten Klotzens Brief. Nun wurde Herrn **Grillo** angst. Sogleich entsagte er dem Recensionmachen auf ewig — das zeigt also

2.) Daß auch ein Recensent sein Amt niederlegen könne; und

3.) Wie Furcht die Urtheile und Gesinnungen der Recensenten verändere, oder sie

zur Verstellung nöthige. Kaum war jener Vorfall vorüber, so schrieb er schon an Klotz: „weil es mir selbst so vorkam, daß ich ihnen beym **Strato** zu viel gethan, zum wenigsten mich nicht behutsam genug ausgedruckt hatte, so machte ich einen Aufsatz in Form eines Briefes, in dem ich der Ausleger meiner Worte ward, mich gegen sie erklärte, und Ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ! Diesen übersandte ich Nicolai; und wollte ihn in das nächste Stück der Bibliothek eingerückt wissen; er hat es aber nicht gethan, **vermuthlich** der Bibliothek den Schein der **Infallibilität** zu geben" — Dieß **vermuthlich** ist nicht zu vermuthen; Nicolai wird doch wahrhaftig bald gemerkt haben, daß **Grillo** aus Freundschaft oder aus Furcht diesen Aufsatz habe einrücken lassen wollen. Würde so etwas nicht unanständig gewesen seyn? Wenn **Grillo** aus eigenem Antrieb, ohne Rücksicht auf den Gedanken, daß Klotz böse auf den Recensenten des **Strato** sey, sein Urtheil geändert hätte, so würde Herr Nicolai sein Begehren vollzogen haben: So aber macht es ihm Ehre, daß er es nicht gethan hat — „ und ich hatte auch unter andern darinn gesagt, daß ich Sie für einen **Gelehrten vom ersten Range** erkennte." Was mußte Klotz hiebey denken? Thut nicht Herr **Grillo**, als wenn Herr Nicolai auch dieser Stelle wegen seinen Aufsatz unterdrückt hätte? Wenn Klotz hier nicht die

Ursache einsah, **warum** eigentlich Herr Grillo jenen Aufsatz gemacht habe, so muß er entweder sehr viel Eitelkeit, oder sehr wenig Kenntniß des menschlichen Herzens gehabt haben. Begreift man nun nicht,

4.) Wie solche Collisionen der Recensenten und Autoren die Quelle der größten Streitigkeiten, der größten Feindschaften werden können. Was anders, als eine ganz unglaubliche Partheylichkeit muß daraus entstehen. Klotz verdammte die Berliner Bibliothek, die Berliner gaben alle Beschuldigungen zurück — kann wohl ohne gegenseitigen Beleidigungen ein so hitziger Krieg geführt werden? (v) Es

(v) Ohne eine solche heftige Gährung der Leidenschaften, könnte man sich sonst so sehr auffallende Schwachheiten groser Gelehrten gar nicht vorstellen. Wie schwach war nicht oft Klotz, wenn er dem Tadel seiner Feinde, die Lobeserhebungen anderer entgegensetzte? Er, der selbst am besten wußte, was die Kritik für ein wunderliches Ding sey, der selbst bey seinen Freunden sich so lustig darüber machte, wie konnte er sich so sehr vergessen, wenn er mit dem Publikum sprach! Konnten denn die nicht auch partheyisch seyn, die ihn lobten — so gut als die, welche ihn tadelten? schickt es sich wohl für einen bescheidenen Gelehrten, in seiner eigenen Zeitung von sich zu sagen, oder nur sagen zu lassen: „in Hamburg, Altona, Göttingen,

Es ist blos Herr von **Hagen** Schuld daran, daß einige Klagen wider die Berliner öffentlich bekannt worden sind. Wer billig denkt, wird, wenn er einige derselbigen zu hart finden sollte, nicht auf die Verfasser, sondern auf den Herausgeber unwillig seyn. Denn was können jene Gelehrte dazu, daß Herr **Hagen** wider Recht und Billigkeit gehandelt hat? Wenn nun jemand die Briefe an Herrn **Nicolai** herausgäbe? welch ein neues Licht würde sich über unsere Kritik erbreiten! So viel ist gewiß, daß noch sehr viele Gelehrte an ihre Freunde Briefe werden geschrieben haben, aus welchen man, wenn sie bekannt würden, noch deutlicher einsehen könnte, wie **Klotz**

---

gen, Jena, Leipzig, Erlangen, hat man seinen Beyfall öffentlich bezeugt, und die angesehnsten Gelehrten haben es auch gethan." Welch eine Partheylichkeit verräth hier Klotz, da er etwas zum Beweis anführt, was gar nichts beweist! O armes Publikum! wüßtest du, wer damals die Recensenten zu Hamburg, Altona, Leipzig ꝛc. gewesen wären, wüßtest du, wie die nämlichen Recensenten von Klotz, entweder vorher, oder nachher sind gelobt worden, so würdest du erstaunen, oder du würdest vielmehr einsehen, daß alle jene Lobeserhebungen unausbleibliche Folgen von den Verbindungen waren, in welchen jene Recensenten mit Klotzen standen. Manus manum lavat. Ich will hiemit gar nicht behaupten, daß Klotz das Lob gar nicht verdient habe,

so sehr auf die Berliner, und die Berliner so sehr auf Klotzen, nach und nach aufgebracht worden sind.

In einem solchen feindseligen Verhältnisse standen die beyden Bibliotheken, die in unsern Tagen so viel Aufsehen gemacht haben. Ich mag und kann nicht Richter seyn; so viel glaube ich aber doch mit Wahrheit sagen zu können, daß die allgemeine deutsche Bibliothek zwar mit mehrerer Mäßigung geschrieben sey, als die Klotzische; daß es aber in einzeln Fällen eben so unmöglich sey, zu sagen, dieser Recensent bey Nicolai, als dieser bey Klotzen ist partheyisch; dieser oder jener hingegen

---

welches man ihm beylegte; sondern ich zweifle nur, ob es unpartheyisch gewesen sey. Man kann jemanden loben und tadeln, so wie er es verdient, und doch partheyisch seyn. Wenn Klotz das Lob der Recensenten anführt, so kömmt es darauf an, ob er nicht wußte, wer seine Recensenten waren. Daß er es wenigstens von einigen gewußt habe, ist bekannt genug; z. E. wenn er in der Leipziger gelehrten Zeitung, oder in actis eruditorum gelobt wurde, war das wohl ein Wunder? Herr Hofrath Bel würde es, aus Furcht und Politik, nie zugegeben haben, daß man wider Klotzen etwas erhebliches gesagt hätte. Aber wie erkenntlich war nicht auch Klotz? Wenn Bel nur ein Programma schrieb, wie sehr wurde es verherrlicht, besonders

gen ist es nicht. Was ich von den Bibliotheken der Herren Klotz und Nicolai gesagt habe, findet auch bey andern Journalen statt. Wenn ich eine Recension lese, sie mag herkommen, von wem sie will, so denke ich: ich weiß die besondern Verbindungen nicht, in denen der Recensent steht; ich kenne seinen Charakter, die Größe seiner Einsichten, kurz alle die besondern Umstände nicht, welche man wissen muß, um von der Kritik richtiger zu urtheilen, als sie oft von den Autoren urtheilt. Von vielen Recensionen wußte ich die besondern Umstände (so sollte ein jeder philosophiren); ich sahe daher das Partheyische derselben ein, die aber, welche die Recensionen nur so kannten,

ders wenn in demselbigen Anspielungen auf Hrn D. Crusius vorkamen! Und wenn Locke de intellectu humano, Baco de Verulamio de augmentis scientiarum, Newton von der Optik, Wolf von der besten Welt, Ernesti von der Hermenevtik, Hell von der Astronomie ꝛc. schreiben sollten, so kann keine kritische Trompete so stark ertönen, als die Hallische bey der Recension eines Programma von Herrn Bel. — Was war nun natürlicher, als daß auch Klotz wieder gelobt werden mußte. Ich streite nicht wider den Ruhm, nicht wider die Verdienste Klotzens — sondern nur dawider, daß er seinen Ruhm bisweilen auf das Geschrey der Journalisten hat bauen wollen. Das letztere ist eines Klotzens unwürdig. Was für Begriffe muß er von

ten, wie sie abgedruckt waren, hielten sie für völlig unpartheyisch. Was folgt daraus? Wenn man von einem Recensenten den Kopf, das Herz und alles, was darauf einen Einfluß hat, oder haben kann, eben so kennte, als der Uhrmacher die Structur seiner Uhr, so würde man aus jenen alle Recensionen, nebst ihren Fehlern und Gebrechen, so wie aus dieser alle Bewegungen, die in einer Uhr möglich sind, aufs genaueste erklären können. Der Uhrmacher weiß, ob und warum eine Uhr langsam, geschwind, oder unrichtig gehe; aber so viel weiß das Publikum nicht von den Recensenten. Es weiß nicht, wo die Unparthenlichkeit aufhöre und anfange; es kennt nicht die Kräfte, welche der Recensent besitzt; es kennt nicht seinen Willen, ob er der Wahrheit Gehör geben will; nicht seine Bedürfniße, ob er aus Noth oder mit Muße; nicht seine Leidenschaften, ob er aus Eitelkeit, Stolz, Freundschaft, Feindschaft,

---

von der Parthenlichkeit gehabt haben, wenn er z.E. 1771. in seiner Zeitung so schließt: „Stockhausen ist unpartheyisch, lobet das Gute, wo er es findet. Zum Beweise können die Urtheile über die Klotzischen Schriften dienen, und gerade über diejenigen Schriften, die die allgemeinen Calumnianten in Nicolais Bibliothek am meisten zu verschreyen die Unverschämtheit gehabt haben.„ Wie partheyisch ist das von der Unparthenlichkeit geurtheilt!

schaft, oder aus guten Absichten, aus Liebe für die Wissenschaften, fürs Vaterland, für Religion, Tugend ꝛc. schreibe; nicht seinen Stand, Religion, Sitten, Unterricht, seine Lehrer, oder seine Lieblingsschriftsteller — und wie viele, mehr oder weniger erhebliche Umstände lassen sich noch erdenken, welche alle zusammen genommen werden müssen, ehe man im Stande ist, ganz richtig von der Kritik urtheilen zu können?

Einige große und angesehene Gelehrte haben das Unwesen der Kritik, je nachdem sie mehr oder weniger Gelegenheit dazu gehabt, hinlänglich eingesehen. Da man eben so wenig der guten als der elenden Scribenten geschont hat, so ist es freylich kein Wunder, wenn sowohl große als kleine Schriftsteller wider die Kritik aufgebracht sind; jedoch mit dem Unterschied: die **erstern** fühlen sich selbst, sie wissen, daß man sie verkennt, daß der Werth ihrer Schriften nicht von Recensionen abhängt, und verachten also die Kritik aus wahrer Großmuth; die **lezern** aber ärgern sich, daß man sie für das hält, was sie würklich sind, und schimpfen aus Wuth auf die züchtigende Kritik, anstatt daß sie sich bessern, und sich für die Züchtigung bedanken sollten.

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß mancher Schriftsteller aus Furcht für die Kritik seine

ne Feder niedergelegt habe, der viel zum Nutzen der Gelehrsamkeit hätte beytragen können; und daß mancher lieber gar nichts schreibt, ehe er sich der Gefahr aussetzt, von der Kritik gemißhandelt zu werden. Manchen ehrlichen Manne hat sie sogar Schaden gethan. Mußten sich also die Feinde der Kritik nicht vermehren? Man hätte wenigstens auf den Unterschied sehen sollen, den ich oben angeführt habe. Allein man hat es so arg gemacht, als nur immer möglich war — zu todt hat man die Leute fast kritisirt. Welch eine Menge von Streit= oder Schmähschriften sind dadurch auf die Welt gekommen — demüthigende Denkmäler unsers aufgeklärten Jahrhunderts, die ich nicht anführen mag, weil sie unter der Kritik sind, und wenn sie auch noch fehlerhafter wäre, als sie würklich ist! Groß und klein, gelehrt und ungelehrt, alt und jung, Professor und Student — alles kritisirt **über= wider= und durcheinander.** Herr Professor **Lindner** in Königsberg vergleicht daher die Kritik in unsern Tagen mit dem Babylonischen Weibe in der Offenbahrung. „Ich habe, sagt er, nicht gerne mit ihr zu thun." — Ja, dieser in der Klotzischen Bibliothek unbillig getadelte Gelehrte, ruft endlich gar aus:

Ach Gott! vom Himmel sieh darein,
Und thu' dich des erbarmen.

Wieland sogar, dieses große Genie, scheinet durch einige harte Kritiken veranlaßt worden zu seyn, über das **Kunstrichtern** der Deutschen nachzudenken. Wir haben diesem Umstand eine sehr schöne Digreßion in seiner Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens zu verdanken. Ich kan mich nicht enthalten sie abzuschreiben, und zwar aus Liebe für meine Leser. So wie bisweilen ein **Motto** das beste an einer Abhandlung ist, so bin ich auch versichert, daß folgende Stelle die beste in dieser seyn wird. Herr **Wieland** verbittet zuerst bey den Kunstrichtern die Miene, als ob sie das caput repræsentativum aller Leser, oder die Autoren um ihretwillen da wären. Er sagt: „ein jeder muß sein Handwerk treiben; treiben sie (die Kunstrichter) das ihrige — nur mit ein wenig Bescheidenheit, wenn es ihnen möglich ist; wo nicht, nun so hat es auch nichts zu bedeuten." Hierauf fährt er fort seine Meynung ausführlicher vorzutragen: „Ein Autor soll sich niemals merken lassen, als ob er wisse, daß so ein Geschöpfe, das man Kunstrichter nennt, in der Welt sey. — Aber vielleicht ist auch in dieser Regel, wie in vielen andern ziemlich viel willkührliches? — Wenigstens sehe ich sie von sehr guten Scribenten unter Alten und Neuern nicht allezeit beobachtet. Ich fand hier einen gewissen Kunstrichter in meinem Wege; und weil ich vielleicht in meinem Leben diese Ehre nicht wieder

habe, konnt ich nicht umhin, ihm eine freundliche Erinnerung mitzugeben. Es ist wahr, ich werde dadurch gleichsam zum Kunstrichter des Kunstrichters; eine Sache, welche sich mit der Würde eines Autors nicht allzuwohl zu vertragen scheint; — Aber in der That, es giebt gewisse Geschöpfe, denen man, indem sie so an uns anlaufen, versucht ist, einen kleinen Schlag zu geben, wenn man gerade eine Spießgerte in der Hand hat; man widersteht zwanzig, dreyßig, vierzigmal; denn in der That schickt sich so was für einen Mann; — endlich vergißt man sich einmal; es ist geschehen, das arme Geschöpfe läuft mit winselnden Geschrey davon, und auf dreyhundert Schritte in die Runde fangen alle seine Brüder an zu bellen. — — — Es ist mit den so genannten Kunstrichtern, wie mit den Autoren und allen andern Profeßionen. Gute und schlechte gehören zur nämlichen Zunft. Begegnet es nun, wie es zuweilen geschieht, daß die schlechten beynahe das ganze Handwerk ausmachen, so ist gemeiniglich die Folge davon, daß die Profeßion selbst verächtlich wird; und wenn die Verachtung bey dem Publiko einmal überhand genommen hat, so ist es beynahe unmöglich, es mit der unglücklichen Profeßion wieder auszusöhnen. Rechtschaffene Leute leiden darunter, ob gleich niemand, der gewohnt ist, dem Verdienst in jeder Classe sein Recht widerfahren zu lassen, unterlassen wird, sie von dem allgemeinen

nen

nen Bann, der auf der ihrigen liegt, loszuzählen. Es ist unglücklich für die Welt, wenn ein solches Schicksal nützliche Profeßionen trift, unter welche unstreitig dieser Zweig der Kritik gehört, welcher sich mit Beurtheilung neuer Bücher, besonders der Producte des Genie, des Witzes, des Unwitzes und des Aberwitzes beschäftiget. Aber deßwegen ist es vonnöthen, diejenigen, welche die Profeßion entehren, nicht ganz ungestraft hingehen zu lassen." — (w)

Die natürlichste Frage, wozu die angeführte Stelle des Herrn **Wieland** Anlaß giebt, ist wohl die: ob er glaube, daß der Fall, wenn die schlechten beynahe das ganze Handwerk ausmachen, gegenwärtig würklich bey der Kritik statt finde? Das ist nun freylich eine eben so schwere, als gefährliche Frage. Ob ich nun wohl nicht zu irren glaube, wenn ich mir nach dem ganzen Context, einbilde, daß Herr **Wieland** eben so viel, als **Ja** gesagt habe, so unterstehe ich mich doch nicht, es für ein unwidersprechliche Wahrheit auszugeben. Gesetzt also, Herr **Wieland** sagte **Nein**, welches ich jedoch nicht hoffe; so bleibt doch immer die unbeantwortliche Frage übrig: woran erkennt man die schlechten, und woran die guten Kunstrichter?

(w) S. Wielands geheime Geschichte rc. 1. Theil S. 236.

ter? So lange man hievon keine untrügliche Kennzeichen wird entdeckt und bekannt gemacht haben, so wird das **Nein** doch in der That dem **Ja** gleich seyn.

Vielleicht denkt aber auch Herr **Wieland** noch zu gut von der **Kritik**. Ich habe daher noch einige andere Zeugniße vorräthig, welche nachdrücklicher und meiner Meynung vortheilhafter sind. Herr Professor **Zachariä** schreibt an **Klotz**: „Durch alle scharfe und beißende Kritiken werden nicht allein junge Genies, sondern ganz zuverläßig auch die alten abgeschreckt, und ich fürchte, es möchte nur allzubald bey unsrer vielen Kritik an Gegenständen zur Kritik fehlen. Unser deutsches Litteraturreich kömmt mir wie ein Teich vor, aus dem die Fische von den Hechten verzehrt sind, und nunmehr die größern Hechte die kleinen fressen. Der Poet (x) muß mehr als dreyfachen Stahl um die Brust

---

(x) S. Briefe an Herrn Geh. Rath Klotz, 2. Th. S. 20 — 23. Was Zachariä von den Poeten sagt, das gilt auch von Autoren, die keine Poeten sind. —

Ich kann bey dieser Gelegenheit mich nicht enthalten, die Briefe des Herrn Zachariä sehr zu empfehlen. Hätten alle Correspondenten des Hr. Klotz so aufrichtig, so freymüthig an ihn geschrieben, wie glücklich wäre Klotz gewesen? Denn

Brust tragen, der sich itzo hervorwagen will, da wenigstens einige zwanzig Recensirfedern auf das Bischen lauern, was noch etwa herauskömmt. Mich, hoffe ich, sollen sie so bald nicht wieder kriegen. — — — Was sind zwanzig Kunstrichter, wären es auch lauter Leßinge, **Mendelsohne, Weißen**, gegen einen einzigen Freund! — — Ich habe schon seit einiger Zeit lernen müssen, den bösen, muthwilligen Kunstrichter, von dem hochachtungswürdigen Menschen, von dem gefühlvollen Freunde zu unterscheiden. Wie manchen jungen Studenten, der mir bey Ueberreichung seines Stammbuchs etwas von vortreflichen Schriften — Dero berühmte Person — selbst

---

Denn für ein so feuriges Genie ist nichts schädlicher, als Schmeicheleyen — zumal Schmeicheleyen von schon berühmten Gelehrten. Wie viel wird wohl Klotz Correspondenten gehabt haben, welche mit einer solchen edlen Freymüthigkeit an ihn geschrieben haben, als wie Herr Zachariä? z. E. S. 16. sagt er gerad heraus, daß er mit der Recension über Gisecken in seiner Bibliothek nicht zufrieden sey — eben so S. 18. und S. 19. sagt er endlich: „Sie sehn, es fließt mir so ziemlich aus der Feder. — — Sie werden nicht damit loskommen, daß Sie das angerichtete Unheil jedem Recensenten in sein Gewissen schieben wollen: ich für meinen Theil sage Ihnen frey heraus, ich werde mich an den Hr. Geh. Rath halten, und wenn ich bey ihm kein Recht

selbst kennen zu lernen, herkomplimentirt, sehe ich darauf an — Du hast vielleicht eben eine beißende Kritik auf mich geschrieben, oder willst sie noch schreiben. Glauben sie nicht, daß ich mir just solche Mitarbeiter auch unter ihren Kriegshelden mit vermuthe — aber das schiebe ich Ihnen doch auch in ihr kritisches Gewissen: Sind es wirklich alle solche reife und unpartheyische Männer, daß sie mit uns andern, die wie just kein kritisch Journal schreiben, aus einem solchen Tone reden dürften? — — Seyn sie versichert, ich fürchte mich vor keinen kritischen Drohungen dieser Helden mehr, denn so wie diese Messe Arbeiten, die schon fertig lagen, bey Seite gelegt worden sind, so

Recht erhalte, mich hinter seine Gemahlin, meine Leserinn, stecken, und Sie wider ihn aufwiegeln — — ich hoffe, sie soll noch hie und da einem armen Autor mit ihrer Vorbitte bey Ihnen zu Hülfe kommen. Es ist wahr, man hat sich sehr vor den Litteraturmännern gefürchtet, aber machen Sie nicht, daß man sich aus ähnlichen Ursachen auch vor der Bibliothek fürchtet. Sie lassen Duschen Gerechtigkeit widerfahren — das ist vortreflich — aber wie ich die Stelle Rinderling ja Rinderling! Lindner ja Lindner las, und mich an des Mannes Stelle dachte, den seine junge Leute, wenn er auf dem Catheder sitzt, mit dieser Stelle in Gedanken ansehn — Gewiß, solche Stellen dünkt mich, müßten nie in einer Kritik über Bücher vorkom-

so soll es hoffentlich mehrere Messen geschehen. Die Pfeile ihrer Kriegshelden sollen mich nicht treffen, und mir nicht wehe thun, denn ich habe ein sehr bewährtes Mittel dazu erfunden — und das ist dieses: keine kritischen Schriften mehr zu lesen. Nicht aus Stolz, nicht aus Einbildung, von meinen fehlerhaften freyen Kleinigkeiten! — Nein, um mir mein Bischen Leben durch Dinge nicht verbittern zu lassen, wozu ich keine Veranlassung gegeben."

Wenn ein **Zachariä**, der so vortrefliche Sachen geschrieben hat, dessen liebenswürdigen, sanften, menschenfreundlichen Charakter, alle loben, die ihn kennen — wenn ein Zachariä über die **Kritik** so unwillig wird, daß er

---

kommen.„ Diese Briefe sind 1768. geschrieben und sie haben keine Würkung gethan, wie die Erfahrung gelehrt hat. Klotz ist vielmehr in folgenden Jahren immer hitziger geworden. Nur in einer gewissen Vorrede zur Hallischen Zeitung schrieb er einmal so sanftmüthig, daß man gar nicht glaubte, daß es Klotz wäre. Ich bedaure, daß ich diese Vorrede nicht eben itzt bey der Hand habe. Sie ist sehr merkwürdig. Er klagt in derselbigen sehr über das eingerissene Unwesen, thut aber, als wenn er gar nicht im geringsten Schuld daran wäre. Gleichwohl stimmte in der folgenden Zeit die Praxis sehr selten mit seiner Theorie überein.

er lieber seine Arbeiten bey Seite legt, ehe er dem Publikum die Freude macht, etwas schönes von ihm zu lesen, wie muß da wohl die Kritik beschaffen seyn? Es antworte, wer da will — Kritikus, Autor, oder wer auch keins von beyden ist, aber doch denken kann.

Noch mehr: **Dusch** hat Herrn **Blotzen** auch seine Meynung gesagt: „ich sehe, schreibt er, seit einiger Zeit mit wahrhaften Kaltsinn auf den hämischen Witz solcher Richter, die ich umsonst herausfordern würde, mir vielleicht eine Stelle nachzumachen, die ich selbst bey der nächsten Ausgabe ausstreichen werde. Schon das, daß **Gleim** und **Jacobi**, und — weil doch Wahrheit gesagt werden darf, auch wenn man von sich selbst redet — ich, als ihre Freunde gemißhandelt sind, blos weil Sie uns mit dem Namen ihrer Freunde beehrt hatten, macht diese Streiter schwarz. Nicht blos in meinen Augen: das würde wenig zu bedeuten haben, sondern in den Augen aller, die auch Geschmack in Sitten haben. Dürft ich Ihnen demnach rathen — doch um Verzeihung: Sie bedürfen meines Rathes gewiß nicht; und vielleicht weiß ich zu wenig von den wichtigen Beweggründen, die Sie haben, den **Uebermuth** zu zügeln.".

Grillo, den ich oben als einen furchtsamen Recensenten geschildert habe, denkt sehr rich-

richtig von der Kritik. Er hat auch Gelegenheit genug gehabt, über das Gute und Böse derselbigen zu philosophiren. In dem nämlichen Briefe, den ich oben angeführt habe, heißt es: „ich will absolut weder Journalist, noch gelehrter Zeitungsschreiber seyn. Und wie könnte ich mich auch mit einer Kunst, nachdem ich zu reifern Einsichten gelangt, abgeben, die so eitel, schwankend, unvollkommen, und stets feindlich ist. Vergülden Sie eine Recension noch so sehr, sie wird immer bitter seyn. Loben Sie das Werk eines Scribenten noch so sehr, so werden Sie doch auch seine Fehler anzeigen, und tadeln müssen; wird ihm das lieb seyn? Wer läßt sich, ohne aufgebracht zu werden, öffentlich seine Fehler vorsagen? Die freundliche geheime Anzeige wird ihn bessern, und zum vollendeten Manne machen. Anderseits, ist denn das so eine große Kunst, in einem Werke, das ein Mensch gemacht hat, Fehler zu finden? Und darauf laufen doch alle Recensionen hinaus, folglich predigen sie alle eine sehr triviale Wahrheit: der Mensch irrt."

Fast scheinet es, als wenn der größte Nutzen der Kritik, ihre eigene **Vernichtung** sey, daß man endlich derselbigen überdrüßig werde, und lieber sich mit den Büchern selbst, als mit den Recensionen beschäftigt. Wie viele denken im Herzen eben so, als wie die an-

geführten Gelehrten. Hat doch selbst Klotz gestanden, daß er des Kritisirens müde sey. Nicht ohne Ursache suchte Klotz die Freundschaft einiger großen und bekannten Gelehrten. Er hatte ein empfindsames Herz — und vermuthlich wollte er sich durch solche Correspondenzen einige angenehme Stunden machen. So entstand z. E. sein Briefwechsel mit dem Herrn Baron von **Gebler**, mit dem Herrn Denis, **Mastalier** rc. Mit welcher Wärme des Herzens schrieb er! Man sollte kaum glauben, daß ein so heftiger Kritikus so edle Empfindungen in seinem Busen erzeugen könnte. Unten werden zween Briefe dieß mehr erläutern.

Das unangenehme, das mühsame, welches mit der Kritik verknüpft ist, wird ihr also sowohl Schaden thun, als ihre Fehler überhaupt. Sowohl die, welche kritisiren, als die, welche kritisirt werden, und endlich auch die, welche Kritiken lesen müssen, werden einsehen, daß der hochgepriesene Nutzen erdichtet, und daß sie überdieß in vieler Absicht schädlich sey. Wie hat nicht selbst der Kritikus seine liebe Noth? Indem er sich durch eine gute Recension einen zum Freund macht, macht er sich zehn andere zu Feinde. Es ist schon Beleidigung jemanden zu wenig, oder, in Absicht auf einen andern, zu viel gelobt, oder getadelt zu haben. In den Briefen an Herrn Klotz fin-

det man hievon einige Beyspiele z. E. I. Theil S. 77. 81. 93. II. Theil S. 35.

Es ist just so mit der Kritik, wie mit dem Wetter. Bald verlangt der eine Regen, und der andere Sonnenschein, bald dieser Regen und jener Sonnenschein. **Ziegra** wollte haben, **Crusius** sollte gelobt werden, **Klotz** und **Bel** wollten das Gegentheil. Wer sich bey **Klotzen** beliebt machen wollte, durfte gewiß den **Antikritikus**, den Herrn Canonikus **Ziegra**, Herrn **Nicolai**, **Leßing**, **Crusius**, **Raspe** ꝛc. nicht loben. Eben so würde sich der Recensent bey **Göetzen** sehr wenig beliebt machen, welcher die Herren **Schlosser**, **Basedow**, **Semler** sehr lobte.

Diese besondern Verhältniße haben bisweilen zu traurigen, bisweilen aber auch zu lächerlichen Scenen Gelegenheit gegeben. Von der ersten Art verbieten mir besondere Ursachen Beyspiele anzuführen. Im allgemeinen läßt sich so viel sagen: wenn große Männer zugleich öffentliche Lehrer sind, so muß der Schaden, der daraus entstehet, um so viel größer seyn, je größer ihr Ansehen, Ruhm und Beyfall ist.

Von der andern Art ist das Betragen des Herrn von **Murr** gegen **Klotz** und gegen die Berliner. In seinen Anmerkungen über Herrn **Leßings** Laokoon (Erlangen 1769.) that er,

vermuthlich aus Gefälligkeit gegen Hrn. **Klotz**, einen sehr heftigen Ausfall auf die Berlinische Bibliothek. Er sagte, der Charakter derselbigen sey, **Nasenweisheit**, **Grobheit** und **Partheylichkeit**, und zur Schande unsers Jahrhunderts werden sie Ballenweise für die deutschen Liebhaber gedruckt. Sein Urtheil will er mit einem Beyspiel bestätigen, und dazu wählt er die Recension der cyprischen Historie des Herrn Prof. **Reinhards** in Erlangen, welche mit E. unterzeichnet ist. Herr von **Murr** spricht: **kein rechtschaffener Mann** könne diese Beurtheilung ohne gerechten Unwillen und Abscheu lesen. Herr E. zeige, daß er die Sache, die er beurtheile, nicht verstehe. Und wer ist nun dieser E. wider den Herr von **Murr** so sehr murrt? Hätte er nur die Vorrede zu dem 2ten Stücke des 8. Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek gelesen, so würde er gefunden haben, daß in den ersten 6 Bänden d. A. D. B. der E. niemand anders ist, als Herr **Klotz**, den er in der angeführten Schrift seinen **werthesten Freund** nennt. — Diese lächerliche Geschichte wurde im eilften Bande 1. St. S. 308. öffentlich erzählt, und der Recensent macht sich mit Recht lustig darüber. Er sagt: „Dis heißt ja das Herz und den Verstand seines werthesten Freundes zugleich anklagen. Herr von **Murr** mag zusehen, wie er diesen Widerspruch vereinigt, und bey seinem **werthesten Freunde** wieder gut macht.“ —

Das

Das lächerlichste ist noch dieses, daß Herr von **Murr** dem Recensenten der allgemeinen deutschen Bibliothek zwo harte Strafen dictirt. Entweder soll ihnen ihr Kopf eine ganze Stunde lang zwischen einem gespaltenen Brete befestigt werden, oder sie sollen alle Tage nach dem Morgensegen den 82. Brief des Herrn von **Bielefeld** lesen. — Welch eine Collision, wenn man entweder sein Urtheil zurücknehmen, oder einem Freunde einen großen Schmerz verursachen, oder gar seine Freundschaft verlieren muß?

Die Lehre von Collisionen ist sehr wichtig — sie ist es in der Physik, in der Logik und in der praktischen Philosophie; warum sollte sie es nicht auch in der Kritik seyn? In der Physik streiten entgegengesetzte Kräfte, in der Logik entgegengesetzte Wahrheiten, und in der praktischen Philosophie entgegengesetzte Pflichten und Rechte mit einander. Der Kritikus aber kömmt bald mit einem andern Kritikus, bald mit einem Autor, bald mit andern Leuten, welche dem Autor gut oder feind sind, in Collision.

Beyspiele vom ersten Fall habe ich schon angeführt. Vielleicht werde ich noch einige anführen.

Vom dritten Fall haben wir auch viele Beyspiele gehabt z. E. Herr Prof. **Schmid** in Wittenberg schriebe in seiner philologischen Bibliothek wider D. **Semlern**, ein Schüler von diesem vertheidigte ihn ziemlich hart wider die Einwürfe des Hrn. **Schmids.** — Die Berliner, wie auch Herr D. **Ernesti**, recensirten des Herrn D. **Crusius** prophetische Theologie — zween Freunde des Herrn D. **Crusius** vertheidigten ihn. Was für traurige Folgen aus der Uneinigkeit dieser beyden Leipziger Gelehrten entstanden sind, — davon könnte man ein ganzes Buch schreiben. Nie kann ich ohne Rührung an den Haß denken, der in den Gemüthern derjenigen herrschet, welche den Unterricht des einen oder des andern genossen haben. Ich weiß nicht, ob Türken und Persianer einander mehr, als die **Crusianer** und **Ernestinianer**, hassen können. Aber, wer will hier ein Urtheil fällen? Der es thun wollte, müßte nicht nur mehr als Kritikus, sondern überhaupt mehr als ein Mensch seyn. Wenn zween Gelehrte, die verschiedene Grundsätze haben, sowohl in Ansehung ihrer Gelehrsamkeit, als ihres moralischen Charakters, **sehr viel für sich** haben — dann ist **Schweigen** das beste. (y)

Vom

(y) Bisweilen muß der Schüler des Lehrers wegen, bisweilen aber auch der Lehrer des Schülers

Vom andern Fall ist ein merkwürdiges Beyspiel öffentlich bekannt worden, welches ich anführen will, weil man daraus sieht, wie zornig die Kritik einen Autor machen könne. Die allgemeine deutsche Bibliothek hatte H. Boysens **Auszug der allgemeinen Welthistorie** scharf kritisirt. Welche Freude mußte es nicht Herrn **Kloz** machen, als er von Herrn **Boysen** einen Aufsatz erhielt, den er in seiner gelehrten Zeitung wider die Berliner einrücken sollte! Er ward unterm 18. September 1771. würklich eingerückt. Der Hauptinhalt ist folgender: „die Berlinische Recension zeuge nicht nur von der **gröbsten Unwissenheit**, sondern sie sey auch **pasquillantisch**. Da nun der Welt nicht wenig daran gelegen sey, daß solche Beyspiele nicht allgemein werden, so bitte er die **unpartheyischen** (z)

lers wegen von der Kritik Unrecht leiden. Im letzten Fall hat sich Crusius oft befunden. Wie sehr ist er nicht des Antikritikus wegen geschmäht worden? und wie unschuldig war er gleich wohl? Kein Gelehrter hat weniger mit der Kritik zu thun gehabt, und keiner ist mehr beleidigt worden, als er. Was für schändliche Pasquille — denn anders kann man z. E. die scurrilischen Briefe nicht nennen — hat man auf ihn gemacht!

(z) Unpartheyisch heißt oft so viel, als, wer uns lobt.

Verfasser der hallischen Zeitungen, die Frage zu beantworten: ob nicht Verbrechen solcher Art von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müßten." In der Vorrede zum IX. Theil stehen sehr viele harte Vorwürfe gegen die allgemeine deutsche Bibliothek. Unter andern sagt Hr. **Boysen**: die Recension wider ihn sey bestellt worden, und daß man eine andere, **weil sie ihm zu günstig gewesen**, unterdrücket habe. Mit dem Beweise dieser Anzeige könne er dienen, wenn und wo man wolle. Bey solchen Umständen konnte nun freylich Herr **Nicolai** nicht schweigen. Er forderte daher im 1. Stück des 16. Bandes Herrn B. öffentlich auf, seine Beschuldigung zu beweisen, und vertheidigte sich dabey. Deßwegen hat er auch ei- Theil seines Briefwechsels mit Herrn B. bekannt gemacht. Hier ist er:

Boysen an Herrn **Nicolai**, den 16. Septemb. 1771.

Setzen Sie mich ja nicht in das Moderamen inculpatæ tutelæ, ich werde sonst dem Publiko Anekdoten vorlegen, worüber es erstaunen wird. Ich bin, glauben Sie es mir, seit dem lezten Angriffe, mit verschiedenen Nachrichten versorget worden, die eben so wahr sind, als die Nachricht von der unterdrückten Recension ist, (wobey ich durch Ew. H. genöthiget

werde,

werde, die aufrichtige Versicherung hinzuzufügen, daß ich diese Nachricht nicht von dem Hr. Geh. Rath Klotz habe) und daß ich seit 3. oder 4 Wochen nachdrücklich aufgefordert worden bin, sie gemein zu machen. Halten Sie mir zu Güte, Ihnen zu sagen: daß ich, so bald ich nur, meinen in Ihrer Bibliothek so oft gemißhandelten Namen, noch einmal gekränkt, oder, welches wohl nicht zu erwarten ist, gelobt finde, ich mit diesen Sachen hervorrücken werde. Ich verlange durchaus, nicht in Ihrer Bibliothek zu stehen.

Antwort des Herrn Nicolai.

Ich glaubte, nicht ferner mit Ihnen zu correspondiren, aber eine Drohung in Ihrem Briefe vom 16. Sept. nöthigt mich zu einer Antwort auf dieselbe. Sie drohen, wenn Sie in der Bibliothek ferner recensirt würden, dem Publiko Anekdoten vorzulegen, über die es erstaunen würde 2c. Denn Sie verlangten durchaus nicht weiter in der allgemeinen deutschen Bibliothek zu stehen 2c.

Was für ein Recht haben Sie, mein Herr, andern Gelehrten zu verbieten, daß sie Ihre Schriften beurtheilen sollen? Nach Ihrer Drohung ist es mir unmöglich, daß von Ihren

Schriften in der Bibliothek kann geschwiegen werden, wenn ich auch wollte. Sie werden ferner, gleich andern neuen deutschen Schriften recensiret werden, und der Recensent wird seine Meynung eben so freymüthig sagen, als von andern Schriften. Ich aber fordere Sie auf, alle Anekdoten, die Sie zu wissen glauben, unverzüglich bekannt zu machen, damit man sehe, was es eigentlich sey, worüber das Publikum erstaunen soll. Es ist sehr gewöhnlich, daß man vorgiebt, man wisse dieses und jenes, und hie und da in den Journalen darauf anstichelt. Wenn solche Anekdoten würklich bekannt gemacht werden, so kann man darauf antworten, und Sachen aufklären, die durch Muthwillen, Unwissenheit, oder hämische Bosheit, verstellt vorgetragen worden sind. Ich bin in allen meinen Handlungen beständig geradezu, ohne Schleifwege, und Intriquen zu Wege gegangen. Ich bin mir bewußt, daß ich allemal redliche Absichten gehabt, und keine andere als redliche Mittel gebraucht habe. Wer sich dieses bewußt ist, darf das Licht nicht scheuen. Wenn das, was Sie von mir bekannt machen wollen, Wahrheit ist, so mag es die ganze Welt wissen, und Lügen werde ich zu widerlegen, und Lügner zu beschämen wissen. Conscia mens recti famæ mendacia ridet.

Antwort des Herrn Boysens vom 26. September.

Ew. H. hören nicht auf mir unangenehme Stunden zu machen, und Sie sagen mirs so eben, daß Sie sich aufs neue wider mich in Bereitschaft setzen wollen. Aber was habe ich Ihnen zu Leide gethan, und wodurch verdiene ich, daß Sie mich so hart behandeln? Habe ich denn gesagt, daß ich von Ihnen Anekdoten wüßte? Ist denn das einerley: Anekdoten von der Bibliothek wissen, und Anekdoten von Ihrem Herausgeber wissen? Wo denken Sie hin— Nirgend hab ich Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie keine redlichen Absichten hätten, und sich keiner redlichen Mittel bedienten. Was declamiren Sie dann? Unterdrückt haben Ew. H. doch die — — sche Recension, das haben Sie mir selbst gestanden, die Ursachen dazu können gegründet gewesen seyn, das läugne ich nicht. Genug indeß, daß das Factum Wahrheit ist, (a) und daß die Anzeige desselben nun nicht unter die falschen Beschuldigungen gehört, durch welche man Ihren ehrlichen Namen zu schänden sucht.

Ich

(a) Herr Nicolai antwortet hierauf: „wenn ich eine Recension aus gegründeten Ursachen, nicht

Ich mag über diesen Streit nicht lange philosophiren. Herr Nicolai hat es schon gethan, und zwar gut. Man sieht doch daraus, zu welchen Feindseligkeiten die Kritik Gelegenheit gebe. Und wenn auch ein Theil seine Unschuld noch so deutlich darthut, oder wenn auch der ganze Streit blos aus einem Mißverständniß entstanden ist, so werden doch solche Collisionen nie ohne Folgen seyn. Der Autor wird seinem Recensenten eben so wenig, bey der nächsten vorkommenden Gelegenheit, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, oder ihn schonen, als dieser jenem. — Die Kritik bleibt immer ein undankbares Handwerk. So gut sich Herr Nicolai gegen Hr. B. vertheidigt hat, so sehr

---

nicht abdrucken lasse, was ist der Welt an dieser Anzeige gelegen? Ganz anders aber lautet es, wenn Hr. B. versichert, der Welt beweisen zu können, ich habe eine Recension deshalb unterdrückt, weil sie zu günstig gewesen. Die angegebene Ursache macht die Anzeige zur Beschuldigung, und wenn Herr B. selbst nicht läugnet, daß ich gegründete Ursachen kann gehabt haben, so ist die Beschuldigung falsch." Es scheint eine natürliche Folge des Affects zu seyn, daß man bey Beschuldigungen, die man einander macht, sich entweder nicht recht ausdrückt, oder nicht recht verstanden wird.

sehr zweifle ich doch, ob Herr B. einsehen werde, daß er sich übereilt habe — und wer weiß, was in der Zukunft Hr. B. wider die Berliner vorbringen wird? So viel bleibt aber wohl ausgemacht, daß es dem Recensenten sowohl unangenehm seyn müsse, wenn man ihn hämisch angreift, ihm böse Absichten und grobe Unwissenheit beyleget, als dem Autor, wenn er übel recensirt wird. Ueber alles kann man sich doch nicht vertheidigen, und man würde auch nie fertig werden, weil der Autor und der Recensent immer Erinnerungen und Gegenerinnerungen machen können. Nur bey offenbaren Fehlern kann ein oder der andere Theil zum Stillschweigen genöthigt werden. Und sich für offenbare Fehler zu hüten — dazu wird doch wohl nicht so außerordentlich erfordert, daß der Fall häufig vorkommen könnte. Warum machen also die Autoren und Recensenten ihr Leben einander so sauer? Die Kritik, die so betrieglich, die so vielen unvermeidlichen Mißbräuchen unterworfen, und die doch entbehrlich ist, — die Kritik, welche Autoren, Recensenten, ja selbst andern so viel unangenehme Stunden macht, verdient es gewiß nicht. Wenn eine Sache mit Mühe und Verdruß verknüpft ist, so muß Nutzen oder Vergnügen die darauffolgende Belohnung seyn, oder wir sind Thoren, wenn wir uns dennoch mit derselbigen beschäftigen. Wenn auch die Kritik eine Zeitlang

nütz-

nützlich und angenehm ist, so ist sie es doch nicht im Ganzen.

Schon habe ich genug gesagt, um vielleicht eine ganze Schaar Kritiker wider mich aufzubringen. Jedoch, ich habe nicht den Endzweck der Kritik getadelt — der ist gut und lobenswürdig; sondern daran habe ich gezweifelt, ob er **kann** und **darf** erreicht werden. Es fehlt uns an allem, was dazu nöthig ist; an einer genauen Claßification der Autoren, an einem Maasstab, und an Richtern. Die Herrschaft der Geister über einander kann zwar in abstracto leicht erwiesen werden, aber in der Anwendung entstehen unüberwindliche Schwierigkeiten. Jede Kritik scheint daher eine Art von Gewaltthätigkeit zu seyn, wo sich ein Gelehrter ein Recht anmasset, dessen Gebrauch ihm und dem, an welchem er es ausübet, so gefährlich, als unerlaubt ist. Und wollte man die Kritiker nach dem Begriff, den man von ihnen hat, prüfen und keinen dafür paßiren lassen, bey dem nicht alle Eigenschaften derselbigen anzutreffen wären, was für ein Unheil könnte daraus entstehen? Würde wohl nur ein einziger anzutreffen seyn, der sichs gefallen lassen würde, wenn man ihm **öffentlich** sagte, er sey kein Kritikus, weil er nicht alle Eigenschaften eines Kritikus hätte? Es käme hier auf eine Probe an. So viel Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit traue ich noch den meisten Recensenten zu, daß, wenn

man

man einen jeden derselbigen einzeln in seinem Kämmerlein nur über die vier Artikel verhörte: ob er **nie** eine Recension gemacht habe, ohne

1.) Die Sache völlig zu verstehen, in welche das Buch einschlägt, welches recensirt werden soll;

2.) Ohne vorher alles genau gelesen zu haben, was schon andere von der nämlichen Materie geschrieben haben;

3.) Ohne das zu recensirende Buch mit aller möglichen Aufmerksamkeit mehr als einmal gelesen zu haben;

4.) Ohne irgend einer Leidenschaft — weder Freundschaft noch Feindschaft, weder Neid noch Eitelkeit 2c. indulgirt zu haben;

ein jeder gestehen würde, daß er ein armer Sünder sey, daß er bald wider einen Punkt, bald wider mehrere, bald wider alle gehandelt habe. Aber wird ein jeder auch vor den Augen des Publikums so aufrichtig seyn? Nur sehr wenig Exempel wird man von einer solchen Aufrichtigkeit aufweisen können, und diese wenige sind wieder so beschaffen, daß der Recensent entweder aus Noth einen Fehler eingestehen muß, oder er sucht dadurch größere Ehre, grös-

seres

seres Zutrauen zu erlangen, um ein andermal seine kritische Blöße desto besser verbergen zu können. — Je mehr man alle Umstände bedenkt, in denen sich ein jeder Recensent nothwendig befinden muß, je mehr wird man die leichte Möglichkeit, ja die traurige Nothwendigkeit von den Fehlern und Mißbräuchen der Kritik begreifen. Was für einen Einfluß haben nicht die Oppositionen und Conjunctionen der Gelehrten auf ihre Urtheile — was die Eitelkeit und Interesse — was ein schöner Brief, ein schönes Exemplar — was die Entfernung des Orts ꝛc.?

Alles das Ansehen, was die Kritik noch hat, hat sie theils dem zu danken, daß man die genauen Umstände, in denen sich die Kritiker befinden, nicht kennet, theils dem schmeichelhaften Lobe, wodurch sie einige Verehrer derselbigen fesselt. Aber ihr Tadel macht ihr auch viel Feinde; diese können sowohl partheyisch seyn, als ihre blinde Verehrer. Jedoch giebt es auch Leute, welche aus gerechten Ursachen Feinde der Kritik geworden sind. Hieher gehören verschiedene angesehene Gelehrte, welche zum Theil selbst Kritiker waren, aber aus Unwillen ihr Amt niedergelegt haben. Wie auffallend, wie demüthigend sind nicht die beständigen Kriege der Kritiker unter einander! Woher die beständigen Vorwürfe der Cabale, der Partheylichkeit, des Ansehens der Personen?

Noch

Noch ein Umstand, den ich schon berührt habe, verdient besonders angemerkt zu werden. Wenn man alle verschiedene Recensionen von verschiedenen Recensenten mit einander vergleicht, wie viele treffen wohl zusammen? Ich könnte mich nicht eines einzigen Buchs erinnern, das von allen Recensenten auf einerley Art wäre recensirt worden. **Zachariä** sagt einmal: „ich weiß fast keine einzige Recension von meinen poetischen Kleinigkeiten, die nicht mit der andern in Widerspruch gestanden hätte." — Zwar kann man nicht läugnen, daß es Bücher giebt, welche mit allgemeinem Beyfall der Recensenten bekannt gemacht worden sind; allein **wie**? Der eine lobt ein Buch ohne alles **Aber**; der andere setzt ein **Aber**, der dritte zwey **Aber** rc. hinzu. Man denke nur an **Gellert** und **Rabener**, nicht einmal über den Werth dieser Autoren führen die Kritiker einerley Sprache. Doch, wenn man auch noch billiger ist; wenn man überhaupt eine Uebereinstimmung aller Recensenten über die nämliche Schrift zugiebt, und annimmt, daß in einem solchen Fall die Richtigkeit einer Kritik außer allen Zweifel gesetzt sey — wie wohl nicht einmal dieses ganz zugegeben werden kann —; so entsteht nun die Frage: welche Proportion man festsetzen müsse? Von hundert Büchern haben gewiß nicht zwey das Glück, von allen Recensenten auf einerley Art recensirt zu werden. Heißt das mit andern Werten nicht

eben so viel, als von hundert Aufsätzen, welche man Recensionen nennt, sind **nur zwey** würklich das, was sie **alle** seyn sollten.

Die gewöhnliche Formel: abusus non tollit usum, kann hier nicht angebracht werden, weil jener diesen wo nicht unmöglich, doch wenigstens ganz unsicher macht.

So groß auch die bemerkte Verschiedenheit mehrerer Recensenten von eben demselbigen Buch ist, so muß man sich doch hüten, daß man sie nicht übertreibt. Nicht jede Verschiedenheit ist, wie jedermann weiß, etwas widersprechendes. Es können mehrere Recensionen noch so sehr von einander verschieden seyn, ohne daß die eine etwas tadelt, was die andere lobt. Es kommt alles darauf an, ob ein Recensent über eine einzelne Stelle, oder über das Ganze urtheilt, und ob mehrere just über den nämlichen Punkt eins oder uneins sind. Wenn ein Recensent spricht: **Gellert** ist ein großes Genie, und der andere: er ist gar kein Genie; oder wenn einer sagt: in **Wielands** goldenen Spiegel ist die Staatskunst, Polizey rc. am besten vorgetragen, und der andere: **Darjes** ist darinnen der beste; oder: **Klopstock** ist der beste Dichter: er schreibt Unsinn; **Klotz** war ein großer Gelehrter: er konnte nur Latein schreiben; **Wolf** war ein großer Philosoph: er hat nur **Leibnitzens** Ideen ein mathematisches

Kleid

Kleid angezogen ꝛc. so widerspricht würklich einer dem andern; aber wenn ein Recensent ein Buch aus diesem Gesichtspunkt, und ein anderer aus einem andern betrachtet, z. E. **Wielands** komische Erzählungen nach der Moral und Versification, Crusius Philosophie, nach der Schreibart, und nach dem Inhalt; oder wenn einer diese Stelle und ein anderer eine andere lobt oder tadelt, so entstehen daher zwar verschiedene, jedoch sich nicht widersprechende Recensionen. — So wenig es also billig wäre, wenn man die bloße Verschiedenheit der Recensionen, der Kritik, als einen Fehler zuschreiben wollte, so richtig kann man dennoch nach der **Analogie** schließen; daß, gleichwie die Kritiker in gewissen allgemeinen Urtheilen einander offenbar widersprechen, sie eben so wenig einerley Meynung seyn würden, wenn jeder die nämliche Stelle eines Buchs kritisiren müßte. In der That kann man daher die Widersprüche dem Ansehen der Kritik entgegen setzen, welche zwar noch nicht würklich, aber so gut als würklich sind. —

Sind das nicht unnütze Subtilitäten? Ich wünsche es von Herzen; nur weiß ich noch nicht, wie ich ihnen entgehen soll? — Zur genauen Bestimmung meiner Meynung muß ich noch einige Bemerkungen hinzusetzen — wenn auch diese keine gute Würkung thun sollten, so muß ich freylich unrecht haben. Doch

Staats-
Bibliothek
Bamberg

tröstet mich der Ausspruch eines alten Philosophen, daß sich unter jedem Falschen, etwas Wahres mit einmische.

Ein Fehler ist es immer, daß ich die Einschränkungen, die ich gleich anführen werde, nicht eher vorgebracht habe; denn ich kann mir nicht einbilden, daß alle meine Recensenten diese **antikritische Schrift** bis hieher lesen werden. Es ist auch nicht nöthig, daß man eine Schrift ganz lesen muß, um sie recensiren zu können, besonders wenn alle Autoren so gut wären, als wie ich, und gleich in der ersten Zeile den Hauptinhalt mit wenig Worten anzeigten. Wie es mir aber ergehen werde, das weiß ich so genau nicht; jedoch wollte ich es ziemlich errathen. **Loben** darf mich kein Recensent; denn das wäre in der That eben so viel, als wenn er mir zugäbe, daß er kein Recht habe, mich zu kritisiren. Und **tadeln** kann ich mich selbst; nur kömmt es darauf an, wer es besser kann, ich oder meine Recensenten. Am Schluße werde ich, statt des Registers, einige Recensionen abdrucken lassen; um theils zu zeigen, daß es gar keine Kunst sey, Recensionen zu machen, theils denjenigen die Mühe zu ersparen, die gerne recensiren, und doch nicht gerne lesen.

Man muß Kritik, und die Person, welche eine Kritik schreibt, von einander unterscheiden.

Wider

Wider jene schreibe ich eigentlich nur; aber schlimm genug ist es, daß die Recensenten so oft ihre Person und die Personalität der Autoren mit in ihre Kritiken hineinmischen. Kein Mensch ist blos Kritikus. — Die arme Kritik muß daher oft Hohn und Spott ertragen, weil sie das Unglück hat, nicht für sich, sondern in Menschen zu **residiren**, die unaufhörlich von Leidenschaften hingerissen werden. Was würde es mir nun helfen, wenn ich sagen wollte, ich hätte nicht wider Personen, sondern nur wider die **Kritik** geschrieben? Denn **erstlich** sagte ich eine Unwahrheit; eben deßwegen ist die Kritik betrieglich, weil sie von Personen verwaltet wird, denen es entweder an Einsichten, oder an guten Willen, oder an beyden fehlet. **Zweytens** würden die Kritiker es doch auf sich ziehen, wenn ich auch noch so sehr dawider protestirte — und nichts ist auch billiger. Denn die Kritik in abstracto kann sich nicht vertheidigen, wohl aber, — und das oft ziemlich nachdrücklich — die Kritik in concreto.

Weßwegen habe ich also geschrieben? Nicht um die ganze Zunft auszurotten — wie stolz müßte ich seyn, wenn ich das wollte? Ich würde mir auch ein Gewissen daraus machen, wenn nur ein einziger Journalist dieser Schrift wegen mit seinem Verleger Verdruß bekommen sollte. Man muß Niemanden seine Nahrung verderben, und also auch den Journalisten

nicht. — Meine Absicht ist, ich gestehe es aufrichtig, nur zur Besserung Gelegenheit zu geben, und die Recensenten sowohl, als die Autoren und Leser der Journale aufmerksamer auf die gewöhnlichen Fehler zu machen. Die erstern sollten sich schämen, und ihre kritische Sünden bereuen, die andern können sich trösten, wenn sie unbillig recensirt werden, und die leztern werden nicht mehr **blindlings** glauben, und den Urtheilen der Journalisten nachbeten.

Ich wünschte wenigstens, daß die Recensenten nie eine so ernsthafte und großsprecherische Miene annehmen möchten, wenn sie über unsere Autoren ein peinliches Halsgericht anstellen; sie sollten **stets** daran denken, daß ihr Urtheil nie das Urtheil des Publikums ist, es nie seyn könne, und nie seyn dürfe. Sie können sagen, was sie von einem Autor halten, was ihnen gefällt und nicht gefällt; aber nur müssen sie andern Leuten das **Selbstdenken** auch erlauben. Nie dürfen sie als Direktoren des menschlichen Verstandes entscheiden wollen; nie thun, als wenn sie von aller menschlicher Schwachheit frey wären, nie beleidigend schreiben.

Die Kritik wird stets das bleiben, was sie von jeher gewesen ist, sie wird nicht mehr oder weniger seyn, als das Urtheil eines Menschen über einen andern Menschen. Wer ihr mehr

Frey-

Freyheiten zugesteht, der verletzt die Rechte der Menschheit.

Uebrigens will ich auf keine Weise behaupten, daß es gar keine gute und unpartheyische Recensenten gäbe. Aber wer will diese geringe Anzahl würdiger Gelehrten von dem ungeheuren Haufen schlechter Recensenten absondern? Woran soll man sie erkennen, da oft die unverschämtesten Kritiker den Ton der Bescheidenheit und geündlicher Gelehrsamkeit so geschickt nachahmen, daß man den Betrug gar nicht merken kann? Noch mehr, macht nicht oft der gelehrteste Mann, der frey von Eitelkeit und Bosheit ist, die elendeste Recension, weil er entweder just nicht Muse dazu hat, oder weil er sich genöthigt siehet außer seiner Sphäre zu arbeiten?

Bey gegenwärtiger Einrichtung unserer gelehrten Zeitungen muß jede Woche eine bestimmte Anzahl von Blättern im Druck erscheineen. Die meisten davon werden auf unsern Universitäten geschrieben. Die Mitarbeiter sind entweder Lehrer oder Studenten. Ich will nur von jenen reden; denn von den leztern kann man es, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, nicht erwarten, daß sie allezeit gute Recensionenmacher seyn sollten. Wie viel und wie vielerley Arbeiten kommen nicht bey einem akademischen Lehrer zusammen? und doch muß die ge-

gelehrte Zeitung einmal wie das anderemal geschrieben werden. Es ist daher unmöglich, daß alle Recensionen gut ausfallen können, wenn auch die Lehrer noch so gute, noch so gelehrte, noch so fleißige Leute sind. Doch sind auch, mit Vergnügen sage ich dieses — die Anstalten auf einer Universität besser, als auf der andern — aber leider! giebt es auch Universitäten, wo dazu **gar keine** Anstalten sind, und wo man alles dem Willkühr eines einzigen überläßt.

Die **Göttingische** gelehrte Zeitung ist wohl ohnstreitig die beste; es ist auch ganz natürlich. Denn es ist daselbst die beste Einrichtung; und man hat auch in allen Fächern der Gelehrsamkeit die vortreflichsten Gelehrten, welche Mitarbeiter der gelehrten Zeitung sind. Und dennoch hat sie noch ihre Fehler. Nur einen will ich anführen; für die Engelländer ist sie zu sehr eingenommen, und wider die Franzosen zu sehr aufgebracht.

In **Leipzig** könnte, ich nehme die englische Litteratur aus, in welcher Göttingen am vollständigsten ist, die allerbeste Zeitung geschrieben werden, wenn **göttingische Anstalten** daselbst wären. Allein Herr Hofrath **Bel**, der alles allein besorgen muß, ist zu sehr von andern akademischen Geschäften überhäuft, als daß er einer so wichtigen Beschäftigung sich ganz

widmen

widmen könnte. Seine Mitarbeiter müssen oft mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in wenig Tagen viele Recensionen machen. Mit Erstaunen habe ich bisweilen gesehen, daß Herr Prof. **Eck** in einer sehr kurzen Zeit ein ziemliches Paquet ungebundener Schriften recensiren mußte, die er nicht einmal alle lesen konnte. Auch weiß ich nicht, ob er in allen Theilen der Wissenschaften, geschickte Mitarbeiter hat. Wenigstens weiß ich aus eigener Erfahrung, daß ein gewisser Student, der sonst zwar würklich Fähigkeiten hatte, aber dessen Hauptstudium nur nicht Philosophie war, ein philosophisches Buch recensiren sollte; er klagte mir selbst sein Unvermögen, und machte dem ohngeachtet eine tüchtige **Moderecension** fertig. Da nur sehr wenige Recensionen von der gelehrten Feder dieses großen Leipziger Philosophen herrühren, und auch nur herrühren können, weil er mit einem ganz außerordentlichen Eifer der einreißenden Barbarey und der **crusianischen** Philosophie widersteht, seine übrigen Kräfte aber zum Wohl der Akademie, zur Unterdrückung der daselbst oft entstehenden Cabalen, zur Ausbreitung der **wahren schönen** Wissenschaften, und Ausrottung der **Schöngeisterey** (womit Leipzig so sehr inficirt ist), so lobenswürdig aufopfert; so wird man daraus das Räthsel begreiren, warum an dem Ort, wo (besonders wegen der Buchhandlung, in Ansehung welcher **Leipzig** vor allen andern Städten in Deutschland

land den Vorzug hat), die beste gelehrte Zeitung geschrieben werden könnte, just — — unter den **schlechten** die **beste** geschrieben wird. Wüßte ich, daß mir der Herr Hofrath, meiner Freymüthigkeit wegen, die Ehre erzeigte, und diese Schrift confiscirte, so wollte ich gerne zu dem, was ich kürzlich gesagt habe, noch einige Erläuterungen hinzusetzen! —

Die gelehrte Zeitung, welche itzt in Frankfurt am Mayn herauskömmt, ist meistens unpartheyisch. Wenigstens kann man ihr den Vorwurf nicht machen, daß sie zu viel lobe. Ihr Ton hat etwas eigenes; bisweilen ist er aber auch sehr hart. Woher mag es doch wohl kommen, daß alle litterarische Produkte von **Wien** den Recensenten mißfallen? —und daß sie sogar unbillig und unartig mit einigen umgehen? Vermuthlich würden sie billiger urtheilen, wenn sie **Wien** überhaupt genauer kennten, oder nur wenigstens aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten wollten. Die Kritik, wenn sie doch einmal als ein nothwendiges Uebel in der gelehrten Welt seyn muß, hat auch ein gewisses **Decorum**, oder sollte es doch zu ihrer eigenen Ehre haben; z. E. wenn ein Mann von hohem Stande, der die wichtigsten Geschäfte eines Staats mit zu besörgen hat, seine Nebenstunden den Musen widmet, ist es da wohl artig, wenn sich der Recensent hinsetzt, und einen solchen Mann kritisirt,

tisirt, als wenn er mit einem jungen Autor zu thun hätte, der sich erst durch die Autorschaft sein Glück zu machen suchet? Das heißt die Kritik zu einen Mittel brauchen, gegen jedermann, ohne Ansehn der Person, ungezogen zu seyn. Ein anders ist tadeln, ein anders ist beleidigen. Ich bitte denjenigen Recensenten der frankfurter gelehrten Zeitung (die ich sonst mit sehr vielem Vergnügen lese), der sich hiebey getroffen finden wird, hievon keine öffentliche Erklärung zu fordern, weil ich ohne Erlaubniß dessen schreibe, der, nach dem Urtheil aller billig denkenden, sehr beleidigt worden ist.

Die **erfurter gelehrte Zeitung** wird mit vielem Fleiß geschrieben, und sie ist auch **gegenwärtig** ziemlich unpartheyisch, ich nehme den Recensenten aus, welcher bisweilen Ausfälle auf **Ernesti**, **Semler**, **Michaelis** ꝛc. wagt. Von großen Werken findet man selten Recensionen in derselbigen.

Die **Erlanger** und **Jenaische** gelehrte Zeitung kenne ich nicht so genau, als ichs wünschte. Jedoch erinnete ich mich in der ersten den Geist der Partheylichkeit entdeckt zu haben, wenn von **Crusius**, und in den leztern Jahren, wenn **von Klotzen**, und in der **Jenaischen**, wenn von **Semlern** die Rede

war.

war. Es arbeiten an beyden sehr gelehrte Männer.

In Prag erschienen 1771. auch gelehrte Nachrichten. Sie machten schon des **Orts** wegen einiges Aufsehen; aber noch mehr der Sache wegen. Es würde unbillig seyn, wenn man diesen Blättern ihren Nutzen und ihre Vollkommenheit absprechen wollte; aber ich würde auch äußerst partheyisch seyn müssen, wenn ich sie für unpartheyisch halten wollte. Ich habe überhaupt oft bemerkt, daß die Kunstrichter, welche am meisten, unpartheyisch zu seyn, versprechen, es am wenigsten sind. Sie sagen es nur deßwegen selbst, weil es sonst niemand mit guten Gewissen sagen kann, noch darf. **Versprechen** und sein **Versprechen erfüllen**, ist freylich zweyerley — das sieht man an den Verfassern der Prager Nachrichten.

Man erlaube mir hier ein wenig länger zu verweilen; denn da die Verfasser der angeführten Nachrichten, so viel ich weiß, die **ersten Kritiker** in **Böhmen** waren, so verdienen sie stärkeres Lob, und stärkern Tadel, je nachdem sie das Amt der Kritik verwaltet haben. Daß die Mitarbeiter Gelehrte von vielen Einsichten sind, sieht man den meisten Recensionen gar bald an; daß sie sich aber auch oft vom Ansehen der Personen haben

blenden

blenden lassen, merkt man eben so bald. Zwar sagen sie ausdrücklich im Vorbericht, das Publikum dürfe auf die Unparteylichkeit sicher hoffen. „Nicht Ansehn der Person, nicht Eigennutz oder kriechende Schmeicheleyen solle sie zu einem günstigen oder widrigen Ausspruch bewegen. Dergleichen Machtsprüche, dieß sind ihre eigene Worte, stehen nur solchen Kunstrichtern zu, die bey ihren kritischen Beurtheilungen den Namen des Verfassers aushängen, damit der von seinem eigenen Gewissen geängstigte Schriftsteller den Ort kenne, wohinn er sich für baares Geld, oder für Rauchwerk, das er dem Götzen opfert, den man da verehrt, flüchten könne; und die alsdann ohne Grund ganze Nationen und hohe Schulen schimpfen, um ihre neuen Anhänger empor zu heben. Stolz auf unsere uneigennützige Absichten, werden wir ruhig den Krümmungen zusehen, in die sich elende Schrifterlinge winden werden, u. s. w." Beym Schlusse des ersten Bandes loben die Herren Recensenten ihre Verdienste abermals. Sie sagen ausdrücklich, daß nie **Vorurtheile, Partheilichkeit** oder **Privatabsichten** ihre Beurtheilungen geleitet hätten. Daß doch die Kunstrichter so oft ihre Menschheit vergessen! Im Vorbericht zum zweyten Band sind die Herren Prager Recensenten kühn genug zu sagen: „Partheylichkeit oder Eigennutz sind gewiß nicht Vorwürfe, die man uns mit Grunde machen kann." Sie

recht-

rechtfertigen sich mit ihrem eigenen Bewußtseyn. Muß man nun nicht unwillig werden, wenn solche Kunstrichter ihre Leser mit aller Gewalt blind machen wollen. Man braucht wahrhaftig nur gesunde Augen zu haben, um sich von ihrer Partheylichkeit zu überzeugen; und dennoch soll man seinen Augen nicht trauen, sondern sich mit ihrem Selbstlobe beruhigen? Das ist würklich sehr viel verlangt. — Ich will nur abschreiben; man urtheile dann, wer partheyisch sey: ich, der ich an ihrer Unpartheylichkeit zweifle, ohne meine Unpartheylichkeit im voraus selbst herauszustreichen, oder sie, die sie es so nachdrücklich versprochen, und also doppelt strafbar sind, wenn sie ihr Versprechen nicht erfüllen?

Ehe ich zur Sache selbst komme, muß ich eine kleine Anmerkung vorausschicken. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man verdienstvolle Männer durch übertriebenes Lob, oder durch übertriebenen Tadel verunehrt. Beydes ist unanständig; nur daß der erstere Fehler weniger Moralität hat, weil er, gewöhnlichermassen, eher die Folge eines guten, als bösen Herzens ist. Wenn nun ein dritter wider solche Vergehungen schreibet, was hat er wohl zu erwarten? Die Erfahrung hat nur allzu oft gelehrt, daß man den, welcher übertriebenen Lobe oder Tadel widerspricht, im ersten Fall für einen Feind des

gelob-

gelobten, und im andern für einen Freund des getadelten ansieht. Das unbillige eines solchen Verfahrens ist zu einleuchtend, als daß ich mich dadurch sollte abschrecken lassen, der Wahrheit aus Politik ihre Rechte zu vergeben. Gerne unterwerfe ich mich dem strengsten Urtheil; entweder muß man mich für sehr boshaft halten, oder mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nicht zu der Zunft derjenigen Gelehrten gehöre, die gerne allen Leuten etwas **schönes** sagen, die sich nie unterstehen, das zu sagen, was sie denken.

Wozu diese lange Vorbereitung? wird mancher fragen. Dazu, daß man mir nicht unrecht thue. Ich schreibe wider die Kritik, ich wähle gerne die frappantesten Beyspiele; diese können Männer betreffen, denen man Hochachtung schuldig ist; also ist es meine Pflicht mich wider unbillige Urtheile, die in solchen Fällen so gewöhnlich sind, zu verwahren. Eben itzt bin ich in dem Fall; wie kann ich die **Prager** gelehrten Nachrichten von ihrer Partheylichkeit überführen, ohne den Namen **Sonnenfels** zu nennen, obgleich im Grunde alles, was ich sagen werde, nicht ihn, sondern die angeht, welche über ihn geurtheilt haben? Denn was kann der vortreflichste, der bescheidenste Gelehrte dafür, wenn man ihn zu **mehr**, oder **weniger** macht, als er würklich ist? — Es ist augenscheinlich, daß die

Prager

Prager partheyisch sind, so bald sie von dem Herrn von **Sonnenfels** reden — einem Mann, dessen Verdienste ich schätze, und mit mir jeder, der billig denkt. Aber wie können Leute einen Mann zu ehren glauben, die ihn so loben, daß jeder, welcher nicht weiß, daß es der Recensent aus Hochachtung thue, das Lob für **Satyre** halten muß? die dem gerad widersprechen, was er von sich selbst sagt? Herr von **Sonnenfels** wird es mir erlauben, ihn von dem Verdacht zu befreyen, als habe er selbst Antheil an der Prager gelehrten Zeitung gehabt — ein Verdacht, in den er nothwendig verfallen mußte, weil niemand, so viel mir bekannt ist, ihn deßwegen vertheidigt hat. Kein Mensch durfte nur ein Wörtchen wider Herrn von **Sonnenfels** sagen, so gleich fiengen die Prager an, dawider zu declamiren; er selbst durfte nur eine kleine Abhandlung drucken lassen, so gleich war ein Stück von gelehrten Nachrichten zu Prag mit solchen Lobeserhebungen angefüllt, als man noch nie gehört hat.

Soll ich das beweisen? Ja; ich muß es. Man lese also: S. 49. im ersten Bande, über die Rede, von der **Urbanität der Künstler**: „die Reden des Herrn von **Sonnenfels**, der sich in dem Fache der weltlichen Beredsamkeit zum **klaßischen Schriftsteller** dieses **Jahrhunderts** gemacht, so klein sie

auch

auch sind, verdienen immer, daß wir sie unsern Landsleuten bekannt machen, und als ein nachahmungswürdiges Muster aufstellen. — — S. 53. Die männliche sich immer gleiche Beredsamkeit des H. V., die glückliche Wendung, die Freymüthigkeit mit der er sich ausdrückt, und die gewähltesten Ausdrücke selbst, haben allen Kunstrichtern Deutschlands das Geständniß abgedrungen, daß **Oesterreich auf die Verdienste des Herrn v. Sonnenfels stolz seyn könne.** (b) S. 81. steht eine Recension über des Herrn v. Sonnenfels Abhandlung **von der Liebe des Vaterlands.** Der Recensent thut einen Ausfall auf Herrn Klotz, wegen einer schiefen Parallele, und zieht selbst eine völlig schiefe zwischen Herrn v. Sonnenfels und Herrn Abbt; dieser soll in seiner Abhandlung **vom Tode fürs Vaterland** die Vaterlandsliebe zu wenig genutzt haben; und dann erzählt er, wie sie Herr von Sonnenfels auf viel mehrere Gegenstände angewandt habe: Eben als wenn dieses ein Verdienst wäre, wenn man vom Ganzen mehr sagt, als von einem Theil, da es doch die Natur der Sache so mit sich bringet. Die ganze Frage ist nur die: ob Herr von Sonnenfels seinen Gegenstand so gut, als Abbt den seinigen bearbeitet

(b) Diese Stelle ist auch in der Recension mit andern Buchstaben gedruckt.

arbeitet habe? — Auf sieben Seiten macht nun der Recensent, nach dieser unglücklichen Vergleichung, einen weitläuftigen Auszug aus der Abhandlung des Herrn von **Sonnenfels**, und erinnert auch nicht das geringste gegen die so sehr in die Augen fallenden Unrichtigkeiten, (c) sondern schließt S. 88. mit einem so übertriebenen Lobspruche, daß ich gar glaubte, der Recensent müße in seinem Leben nichts, als die Schriften des Herrn v. S. gelesen haben. So habe ich noch keinen Recensenten von einem **Wieland** reden hören; wie unwillig müßte also Herr v. **Sonnenfels** werden, wenn er las: „ So wie sich der Italiäner brüstet, und in dem Augenblick, wenn der Name eines **Michael**

(c) Ich habe diese Abhandlung auch recensirt in meiner philosophischen Bibliothek 2. B. 1. St. S. 67. und der gröste und blindeste Anbeter des Herrn v. S. wird mir den Vorwurf nicht machen können, daß ich sie unbillig recensirt hätte. Aber den Satz: „ man müsse für sein Vaterland so partheyisch seyn, es physisch und politisch fürs beste halten," konnte ich ohnmöglich billigen. Es fiele ja der ganze Reformationsgeist auf einmal weg. Ich nahm mir daher die Freyheit, meine eigene Gedanken von der Vaterlandsliebe zu sagen. Ein Glück für mich, daß der hochgelahrte Recensent meine Recension nicht gelesen hat — wie würde er mich kritisirt haben?

Michael Angelo, eines Raphaels ausgesprochen wird, sein Vaterland gegen die größten Vortheile der Welt nicht vertauschen würde; eben so vermehrt sich das Gefühl für den Werth unsers, aus so vielen Gründen uns theuren Vaterlandes, bey jedem neuen Werke, das aus der schöpferischen Hand des Herrn v. **Sonnenfels** hervorkömmt." Herr von **Sonnenfels** sagt einmal, er sey wegen seiner Theresia und Eleonore gar zu erbärmlich gelobt worden. Was muß er erst gesagt haben, wenn er die angeführte Stelle gelesen hat? S. 209. werden des Herrn v. **Sonnenfels** Grundsätze der Polizey rc. recensirt. Dieß ist würklich ein sehr gutes und brauchbares Buch; aber mußte der Recensent eben erst einen **Darjes**, und **Justi** beleidigen? — der Recensent sagt, wer über das **Darjesische** System lehre, der erfülle seine Pflicht nur obenhin; hat er wohl dieses großen Philosophen Schriften jemals gelesen oder verstanden? — um alsdenn seinen Abgott so loben zu können: „daß seine Schrift zu den wenigen nützlichen und brauchbaren Werken der **großen Männer** unsers Jahrhunderts gehöre." — Die Berliner, Herr **Springer**, Herr **Philippi** in Berlin, bekommen bey dieser Gelegenheit auch ihren Theil — und das alles des Herrn v. **Sonnenfels** wegen. Ich übergehe einige andere Complimente, die der Recensent dem Herrn von S. macht, um nicht zu weitläuftig zu seyn. —

S. 268. wird eine kleine Schrift, die wider den Herrn v. S. ist, recensirt: **ich mag kein Patriot seyn**, und wie? Sie mußte getadelt werden; daran ist kein Zweifel. Aber nur hätte der Recensent sich seine Partheylichkeit nicht gar zu sehr merken lassen sollen. Ich bin mit dieser Schrift eben so wenig zufrieden, als der Recensent: deßwegen aber möchte ich sie doch nicht, wie er, eine Scharteke nennen. Und gesetzt es wäre eine, so kann sie ja doch in einem einzigen Punkt den Herrn von S. mit Recht getadelt haben. Lieber die Einwendungen widerlegt, als geschimpft. Blos auf das antwortet der Recensent, was die Person des Herrn v. Sonnenfels angeht; von den Einwendungen selbst, sagt er auch nicht ein Wörtchen — nicht einmal von der, welche wider den Satz gerichtet ist, den ich in der Note angeführt habe. Dafür erzählt er seinem Leser die Anekdote, daß es dem Herrn v. S. leicht gewesen wäre, die ganze Scharteke zu unterdrücken, weil er die Censur über solche Bücher gehabt habe. Das wollte ja niemand wissen; sondern was für Einwürfe der Verf. wider den Herrn v. **Sonnenfels** vorgebracht habe; davon ist aber in der ganzen Recension tiefes Stillschweigen. Den Schluß macht der Recensent mit einer ganz unverantwortlichen Unwahrheit: „der Verf. hätte gar keine Gründe wider **Sonnenfels** Meynung vom Patriotismus angeführt." Kann wohl die Unverschämtheit

heit eines Recensenten weiter gehen? Der Recensent wünscht, daß ein Gesetz gemacht werden möchte, welches die Jahre für die Volljährigkeit der Schriftsteller festsetzte, vor welchen es untersagt seyn sollte, an das Publikum durch den **Druck** zu sprechen. Möchte doch lieber ein solches Gesetz für die Recensenten gemacht worden seyn! so hätte der Recensent, welcher den Herrn von S. so schlecht vertheidigt hat, gewiß nicht schreiben dürfen. — Im 2ten Band S. 155. wird eine Schrift für Herrn v. S. recensirt: **ich will ein Patriot seyn.** Der Recensent bedauert, daß der Verf. seine philosophischen Gründe, sein Belesenheit, seine Mühe und Zeit bey einer so undankbaren Arbeit verschwendet habe. Davon sagt er aber nichts, daß die ganze Vertheidigung dem Hrn v. S. eben so wenig Ehre, als die gegenseitige Unehre mache, und daß der, welcher sich nicht schämt zu sagen: Herr v. S. schreibe **lauter Meisterstücke**, unmöglich ein würdiger Verehrer des Herrn v. S. seyn könne. — Nicht ohne Lachen kann man die Recension S. 205 über die Launen an meinen Satyr, von **Riedeln** lesen. Es mußte in den Augen des Recensenten ein außerordentliches Verbrechen seyn, daß er **Sonnenfels** Namen nicht fand, da doch Riedel des Herrn von **Geblers, Denis** und **Mastalier** Erwähnung gethan hat. Deswegen schrieb der Recensent **Supplementa.** „Wie heiß ist der Dank, den wir dem verdien-

ten Manne zu opfern haben, der zuerst die Fackeln in die Hand nahm, und die Vorurtheile wegbließ. — — Auch der Neid zischt es sich in die Ohren, dieß war **Sonnenfels.** In dessen Gesellschaft und der eines **Gebler**, **Denis** und **Mastalier**, wird Herr **Riedel** bald sein Gesicht wiederum aufheitern u. s. w." Herr **Riedel** mag vielleicht seine Ursachen gehabt haben (d), warum er, da er von **Wien** redet, nur drey Gelehrte nannte: daß er

— seines **Geblers** würdig sey!
Und werth der neuen deutschen Barden,
Des **Denis** und **Mastalier**,
Die ihn im Dichterhayn erwarten.

Der Recensent wußte es aber besser: auch **Sonnenfels** müßte mit angeführt werden. Gehört denn das in eine Recension? Und — wenn nun der Recensent ja **Zusätze** machen wollte — warum nannte er denn nicht auch einen **Störk**, **Rieger**, **Martini**, **Kollar**, **Jacquin**, **Hell**, **Wurz** u. s. w.? Glaubt er etwa, daß die Verdienste dieser vortreflichen Gelehrten nicht auch in **Erfurth** bekannt sind? Aber nein! an diese denkt er nicht. Um seine Partheylichkeit recht zu zeigen, muß er den

Herrn

(d) Vermuthlich ist eine davon die: weil Riedel als Dichter, blos von Dichtern redet.

Herrn v. S. noch einmal nennen, S. 207. „Wem sollte die kritische Feder nicht aus den Händen fallen, (mir wäre sie bald aus den Händen gefallen, da ich wider einen Kritiker schreibe, der **völlig** unpartheyisch seyn will, und doch so offenbar partheyisch ist) wenn die **Riedel**, wie einst **Sonnenfels**, von den Dunsen gezwungen werden, der Kritik zu entsagen.“ Ist denn etwa **Sonnenfels** eher ein Kritikus gewesen, als **Riedel**? — S. 212. wird der zweyte Theil von der Polizey des Herrn von S. recensirt. Abermals viele Complimente, und S. 220. sagt der Recensent, daß er sich recht Mühe gegeben habe, Fehler zu finden, aber keine gefunden habe. Man hat bisher immer geglaubt, es sey kein Buch ohne Fehlee, aber nun widerlegt der Reecnsent die Welt auf einmal. Er erlaube uns, die Frage an ihn zu thun: ob er vielleicht deßwegen keine Fehler gefunden habe, weil er die Sache nicht genug verstanden hat, um sie finden zu **können**, oder weil er zu sehr partheyisch war, um es zu **wollen**?

Wenigstens hätte der Recensent bey der Anzeige der Rede des Herrn v. S. **von der Bescheidenheit** rc. daran denken sollen, daß es dem Herrn v. S. unmöglich angenehm seyn könne, wenn er so unbescheiden gelobt wird. Wie unangenehm muß einem Gelehrten ein, zur Zeit oder Unzeit angebrachtes partheyisches

Lob seyn, der selbst an Klotzen schreibt: „daß er als Schriftsteller kaum anderst, als wo Klotz seiner in seinen Schriften Erwähnung gethan habe, bey der Nachwelt bekannt seyn werde; daß bey seinen Unternehmungen mehr Muth, als Vermögen sey; der selbst spricht: was wollen wir in Vertrauen von den großen Männern sagen, die es der Welt selbst vorpredigen, daß sie es sind, oder durch eine blinde Parthey (das mögen die Herren Prager zu Herzen nehmen) dafür ausgeschrien werden: mein **Wille**, der Litteratur und den Wissenschaften einen Dienst zu leisten, das ist alles: was können Sie von mir sagen, darüber ich nicht als über einen unverdienten Lobspruch erröthen müßte? Mag die Nachwelt, auf welche Klotzens Ruhm immer lebhaft wirken wird, wenn sie meine Versuche längst wird vergessen haben, mag sie Klozen für einen Bürgen annehmen, daß ich nicht ohne Verdienst war." So sehr diese Bescheidenheit dem Herrn v. Sonnenfels Ehre macht, der so denkt,

— — Das Lob, das mir gefällt,
Ist stiller Beyfall kluger Welt.
Der Schmeicheley beredte Metaphoren
Bezaubern nur allein die Müßigen und Thoren;
Ein Geist, der für die Tugend brennt,
Der Wissenschaften Umfang kennt,
Und des Verstandes enge Gränzen,

Sucht

Sucht seinen Ruhm in stiller Pflicht,
Nützt durch bescheidnen Unterricht,
Und dient der Welt, **nicht um zu glänzen;**

so sehr bin ich versichert, man werde es mir nicht verargen, daß ich ihn von dem Verdacht befreyet habe, als billige er unverschämte Lobredner. Man ist, nach meiner Ueberzeugung, verdienstvollen Gelehrten allezeit aus Achtung den Dienst schuldig, sie an der Kritik zu rächen; weil sich so leicht, auch von dem unschuldigsten Gelehrten, durch die Mißbräuche der Kritik, der Ruf der Eitelkeit, des Gefallens am Lobe, und überhaupt eines lächerlichen Stolzes ausbreiten kann. — So viel von den Prager gelehrten Nachrichten. (e)

Einige andere gelehrte Zeitungen, die ich nicht so genau kenne, um mit Zuverläßigkeit ihre Fehler anzuführen, und beweisen zu können, übergehe ich mit Stillschweigen. Daß ich aber in allen, die ich zu lesen Gelegenheit gehabt habe, Spuren der Partheylichkeit gefunden habe, kann ich nicht verbergen.

Von den Bibliotheken und Journalen kann man auch nicht anders urtheilen, als

(e) Die Recension über den Theatralkalender von Wien 1772. habe ich nicht gerüget; — sie ist sehr partheyisch. Man lese, und urtheile selbst.

Partheyisch sind sie alle. Das **Ideal** aller Bibliotheken ist wohl noch immer die theologische Bibliothek des Herrn D. **Ernesti** in Leipzig — und dennoch ist sie partheyisch, zumal wenn von **Bengeln** etwas vorkommt. Bisweilen ist der Ton etwas hart; man bemerkt einen gewissen Affect, der nur partheyischen Kunstrichtern eigen ist. Auch findet man bisweilen Machtsprüche, die keinem Recensenten wohl anstehen.

Weißens Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, hat bey allen Streitigkeiten, in die sie so leichtlich hätte verwickelt werden können, ihr Ansehen, ihren guten Ruf, der auf Bescheidenheit und gründliche Beurtheilung gegründet ist, auf eine glückliche Art zu behaupten gewußt. Haben wir aber auch wohl je einen so menschenfreundlichen und doch gelehrten Recensenten in Deutschland gehabt? Man muß den Mann lieben, der so recensirt, und wenn er uns auch tadelt. Seine Bibliothek empfiehlt sich besonders durch neue, ganz vortrefliche Aufsätze z. E. von der Prüfung der Fähigkeiten, von den **interessirenden** rc. Aber, ist sie nicht auch partheyisch? Ganz will ich sie von dem Fehler nicht freysprechen; jedoch, wer sollte es einem Kunstrichter nicht verzeihen, partheyisch zu seyn, wenn er es aus

Ge-

Gelindigkeit ist? Und dieß scheint der Fall bey **Weißens** Bibliothek zu seyn. Ich könnte mich nicht erinnern, eine einige harte Recension gelesen zu haben. Ob aber Herr **Weiße** darinnen partheyisch ist, daß er von Hrn. **Oeser**, **Bause**, **Strange**, eine bessere Idee hat, als der Herr v. **Sonnenfels**, und ob man überhaupt gegen die **Weißischen** Urtheile in der Kunst mißtrauisch seyn müsse — das ist eine andere Frage. **Sonnenfels** sagt: **Oeser** war in meinen Augen immer mittelmäßig — die meisten sagen: er ist groß; **Bausen** soll **Weiße** unmäßig gelobt haben — wer hat **Schmuzern** unmäßiger gelobt, als Herr von **Sonnenfels**? Und dennoch denken nicht alle Kunstverständige so, wie er. Hiebey kann man die Anmerkung machen, daß die Leser und der Recensent oft das für partheyisch halten, was einem andern Recensenten, oder einem andern Leser unpartheyisch scheint — und im Grunde können sie alle partheyisch seyn. **Sonnenfels** ist ein Freund von Herrn **Schmuzer**, **Weiße** ein Freund von **Oesern**; wäre es wohl etwas wunderbares, wenn beyde partheyisch wären, und doch jeder nur den andern für partheyisch hielte? Wenn **Sonnenfels** in Leipzig, und **Weiße** in **Wien** wäre, so würde vielleicht **Sonnenfels** wie **Weiße**, und **Weiße** wie **Sonnenfels** denken. —

Es ist eine Ehre für die Kritik, daß ein **Wieland** sich entschlossen hat, sich mit ihr abzugeben; denn der deutsche **Merkur** ist doch gewissermassen ein kritisches Journal. Es würde unbillig seyn, wenn man es nicht von dem Hauffen anderer Journale unterscheiden wollte, da es sowohl des Verfassers, als der Absicht und Ausführung wegen vieles für andere zum voraus hat. Dem ohngeachtet muß ich gestehen, daß ich in demselbigen ein so merkwürdiges Beyspiel von der Betrieglichkeit der Kritik gefunden habe, daß ich es mir kaum getraue anzuführen. Einem **Wieland**, und gewissermassen auch einem **Leßing** zu widersprechen, ist gewiß eine gefährliche Sache. Zwar bin ich versichert, daß es diesen großen Männern ganz gleichgültig seyn müsse, wenn ich etwa einer ihrer Meynungen widersprechen, oder wenigstens an der Richtigkeit derselbigen zweifeln sollte — denn welch ein Abstand ist zwischen ihnen und mir? — aber was denkt das Publikum? Zum wenigsten ist man allezeit der Gefahr ausgesetzt, für eitel gehalten zu werden, und das ist eben keine Tugend, die einem Autor Ehre machen könnte.

Schweigen wäre das sicherste, wenn ich nicht noch einen **Mittelweg** wüßte, wo ich reden kann, und dennoch dem Verdacht nicht ausgesetzt bin, als wagte ich mich aus Eitelkeit an große Männer. Ohne da nur im geringsten

ringsten entscheiden zu wollen, wo doch ein offenbarer Widerspruch entstehet, will ich nur erzählen, wie man in Wien denkt, und wie man an andern Orten gedacht hat. Madame Seiler, ehemalige Madame Hensel, ist überall vergöttert worden, und in Wien, wo sie dreymal (f) gewesen ist, hat man sie nie für eine große Aktrice gehalten; dieß ist der Widerspruch.

Noch niemand hat es, meines Wissens, gewagt, der mächtigsten Parthey — und das ist die, welche sie für die größte Aktrice Deutschlands hält — öffentlich zu widersprechen; es hat also auch an Gelegenheit gefehlt, zu untersuchen, welche Parthey recht habe. Sollte ich dazu nur den entferntesten Anlaß geben, so wäre ich dadurch schon für die vielen widrigen Urtheile entschädiget, die in solchen Fällen fast unvermeidlich sind. Leßing und Wieland loben die Madame Seiler sehr; sie haben das gegründeste Ansehen in der deutschen Litteratur; es fehlt daher nie an Leuten, welche nachbeten.

(f) Im Jahr 1762. kam sie zum erstenmal nach Wien, gieng aber in dem nämlichen Jahre wieder von hier fort. Im Jahr 1764. kam sie von Hamburg zum zweytenmal hieher, und gieng 1765. wieder von hier weg. Endlich kam sie 1771. zum drittenmal hier an, und gieng 1772 wieder fort.

ten. Wenn solche Männer irren, so irren viele andere mit ihnen, und es wird dem selten gelingen, der sich Vorurtheilen entgegensetzen will, die durch ihr Ansehen den Stempel der Wahrheit bekommen haben.

Leßing sagt in seiner hamburgischen Dramaturgie (g) S. 30.: „die Rolle der Clorinde in **Cronegks** Olint und Sophronia, ward von **Madame Henseln** gespielt, die **ohnstreitig** eine von den besten Aktricen ist, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat. Ihr besondrer Vorzug ist eine richtige Deklamation; ein falscher Accent wird ihr schwerlich entwischen: sie weiß den verworrensten, holprichsten, dunkelsten Vers, mit einer Leichtigkeit, mit einer Präcision zu sagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichste Erklärung, den vollständigsten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht selten ein Raffinement, welches entweder von einer sehr glücklichen Empfindung, oder von einer sehr richtigen Beurtheilung zeuget." Andere haben sie nicht weniger gelobt, sowohl in Versen, als in Prosa. **Jacobi** singt von ihr:

— Es lebet noch dein Name,
Wenn um die bald vergeßne Dame,
Die dir ein gnädig Lächeln giebt,
Kein später Enkel sich betrübt.

Im

(g) Im ersten Theil, 1767.

Im Göttingischen Musenallmanach 1772 S. 85. hat sie Herr G. besungen:

Von unbekannter Macht gezogen,
War dein Talent, das dich unsterblich macht,
Mein Herz schon lange zugedacht.
Doch deines Blickes Zaubermacht,
Aus dem Empfindung strahlt, und holde Freude lacht,
Hat dein Talent um diesen Sieg betrogen.

Im Leipziger Musenallmanach findet man auch große poetische Lobsprüche auf sie. — Nun noch einige prosaische. Der Verf. des Schreibens über die Leipzigerbühne (h) sagt: „Madam Hensel, unser Dusmenil, ist nach Herrn **Eckhof** die größte Zierde der **Ackermannischen** Gesellschaft. Ein kleiner Fehler, der oft mit großen Verdiensten verbunden ist, eine kleine Dosis Eigenliebe verleitet sie, sich aller Rollen zu bemeistern, in der sie nur irgend einmal eine Schauspielerinn glänzen gesehen hat. In komischen Rollen beleidigt sie (i), in ernsthaften befriedigt sie, als Furie betäubt sie den Zuschauer.

(h) Im ersten Schreiben, Dreßden 1770. S. 136.

(i) Bald scheint es, als wenn es dieser Dramaturgist so machte, wie die Leute, welche das, was sie mit der einen Hand geben, mit der andern

schauer. Wer hat nicht wenigstens von ihrer Kleopatra gehört? Im Gebrauch der hohlen Töne ist sie die einzige auf unsern Theatern, aber mit den malerischen Gesten desto kärger. Kenner wollen überhaupt von ihr urtheilen, daß alles bey ihr nur ein Theil Genie, die übrigen drey Theile aber Kunst wären." Im zweyten Schreiben wird sie S. 148. wegen der Giftscene bewundert, wegen der Verschiedenheit, mit der sie zu sterben weiß, je nachdem ihr Charakter nüancirt ist. In dem **Parterr** des Herrn D. **Schmids** in Giesen (Erfurt 1771) wird die Madame **Hensel** auch einigemal sehr gelobt. S. 228. wird erzählt, wie sie den 1. Oktob. 1770. bey der **Seilerischen** Gesellschaft die

Cäcilie

---

andern wieder nehmen. Doch, er nennt sie ja unsere Dusmenil. Sonderbar ist es mir vorgekommen, daß er thut, als wenn er alle Theater kennte — wie könnte er sonst sagen: sie ist die einzige ꝛc. — und doch bisweilen aus Unwissenheit ziemliche Fehler begeht; z.E. wie muß der das Wiener Theater kennen, welcher (S. 140.) sagt: „Madam Huberinn und Herr Stephanie sind daselbst groß — — das übrige Anfänger." — Hiebey fiel mir die Stelle ein, welche S. 102 steht: „welchen Schaden thun unserer Bühne nicht die vielen kritischen Pfuscher, die itzt so zahlreich aus den Parterren ausgehen!" Wenn der Verf. nicht dabey an sich selbst gedacht hat, so mag er noch itzt daran denken. Zu seiner Belehrung mag er sich

nur

Cäcilie in **Galeerensklaven** gespielt habe."
"Wer kennt diese große Schauspielerinn nicht?
Sie spielt oft vortreflich, selten mittelmäßig,
nie **schlecht**. Selbst die Rollen, welche ihrem Körper und ihren Jahren weniger angemessen zu seyn scheinen, macht sie mit bewunderungswürdiger Kunst." So gar auf Unkosten einer vortreflichen Aktrice, der Madame Schulz, wird sie gelobt. Herr Schmid sagt S. 360. in einer Note: „Madam Schulz (sie war damals bey der Döbbelinischen Gesellschaft) verhält sich zu Madam Hensel, wie der Mond zur Sonne. Madame Schulz brillirt nur bey einer Gesellschaft, bey der nicht Madame Hensel ist."

J Sollte

---

nur zu erkundigen belieben, ob z. E. Herr Heydrich, der schon vor 25. Jahren von Leipzig nach Wien berufen wurde, weil er als ein guter Akteur bekannt war, oder Herr Jacquet Anfänger sind. Alle, die diese beyden Akteurs und Herrn Löwe bey der Kochischen Gesellschaft gesehen haben, werden eingestehen, daß einer so wenig, als der andere für einen Anfänger gehalten werden dürfe. Sie sind das in ihrer Art, was Madam Hensel nach den Ausspruch einiger in der ihrigen seyn soll, und nach der Empfindung anderer nicht ist. Herr Müller ist doch gewiß auch kein Anfänger. — Ist es nun nicht höchst ungereimt, wenn sich solche Leute hinsetzen, und kritische Machtsprüche niederschreiben, wodurch sie sich selbst lächerlich machen. Man verdenke es ja niemanden, der solche Kritiker mit Verachtung strafet; sie verdienen es.

Sollte man nicht begierig seyn, eine Aktrice zu sehen, die so allgemein bewundert wird? Ich wenigstens war es, als ich voriges Jahr nach **Wien** kam. Ich erkundigte mich bey allen Leuten, mit und ohne Geschmack, wie sie in Wien gefalle, und — wie erstaunte ich? als ich auch nicht einen einzigen Menschen antraf, der sie für eine große Aktrice gehalten hätte. Ich glaubte ganz gewiß, daß die Zuschauer durch Cabale verblendet worden wären, oder daß es dem Wiener Publikum an **Receptivität** fehle. Noch nie bin ich aber so getäuscht worden, als in diesem Fall. Ich sahe sie den 18 Jul. 1772 in ihrem eigenen Stück (die **Entführung**, oder die **zärtliche Mutter** —) spielen — ich sah aber nicht, ich gestehe es aufrichtig, die große Aktrice, wie sie mir war beschrieben worden, sondern nur eine mittelmäßige. Das Wiener Publikum mag mich, dieses Urtheils wegen, in seinem Schutz nehmen — sonst dürfte meine Empfindung so viel, als nichts beweisen. Wenn ich auch nie eine Madame **Koch**, nie eine Madame **Schulz**, nie die Mademoiselle **Schulz**, welche in Leipzig die **Julie** des **Romeo** so oft mit allgemeinen Beyfall und Entzücken spielte, nie die Madame **Huberinn** gesehen hätte, so würde ich doch gewiß der Vorstellung, die sich ein jeder durch seine Einbildungskraft von einer großen Aktrice machen kann, nie so sehr entgegen gehandelt, und Madame **Hensel** für eine große Aktrice

trice gehalten haben. Meiner Empfindung und dem Urtheil der Wiener allein würde ich noch nicht getraut haben, wenn nicht einige andere Ausländer, (die so wenig Ursache hatten partheyisch zu seyn, als ich) in der nämlichen Verlegenheit gewesen wären, da sie auf einmal einsahen, wie wenig man dem Urtheil der Theatralkritiker glauben dürfe. Entweder, sagten sie, muß es gar keinen guten Geschmack geben, oder es muß in Wien gar keiner seyn — weil Niemand die Madame **Hensel** je für eine große Aktrice gehalten hat, — oder Madame **Hensel** muß nur an andern Orten so vortreflich spielen, oder — diejenigen müssen partheyisch seyn, welche sie so sehr loben. In der Wirthschafterinn des Herrn **Stephanie** spielte sie noch am besten; doch abermals nicht als eine große Aktrice.

Ich, meines Theils, nahm die Hypothese an, und suchte sie gegen verschiedene zu vertheidigen, welche sich darüber lustig machten, daß eine von angesehenen Gelehrten so sehr gelobte Aktrice in Wien höchstens für mittelmässig gehalten werde: es sey sehr wahrscheinlich, daß sie sonst weit besser agirt habe: daß sie vielleicht mit zunehmenden Jahren die vortreflichen Eigenschaften verloren, welche andere so sehr entzückt haben. Wie es aber von jeher mit Hypothesen gegangen ist, so gieng es auch mir. Nachdem man in der Naturlehre neue

Experimente machte, so fielen viele alte Hypothesen übern Haufen. Eben so: nachdem **Wielands deutscher Merkur** in Wien angekommen war, so wurde meine Hypothese auf einmal durch folgendes Urtheil über die Madame **Hensel** widerlegt: „die Talente und der Ruhm der Madame **Seiler** (ehemaligen Mad. **Hensel**) und des Herrn **Eckhofs**, welche beyde an der Spitze unserer Gesellschaft stehen, sind zu bekannt und **entschieden**, als daß ich nöthig haben sollte, zu sagen, wie groß der Vorzug des hiesigen Theaters dadurch wird, daß wir sie besitzen. Beyde sind **unstreitig** die einzigen in ihrer Art, und möchten wir hoffen dürfen, daß sie es nicht immer bleiben werden." Was soll man nun dazu sagen? Bis 1772. war Madame **Hensel** in **Wien** keine große Aktrice, und im dritten Stück des deutschen Merkurs d. i. 1773. wird sie in **Weimar** wieder zu einer großen Aktrice gemacht— und noch dazu von einem **Wieland**. Wer mag diese einander widersprechende Phänomena erklären?

Die Folge von diesem Contrast weiß ich wohl. In **Wien** schließt man so: wenn die Madame **Hensel** in den dortigen Gegenden die beste, und diese **beste** in **Wien** nur eine mittelmäßige Aktrice ist, so müssen die andern ganz unerträglich seyn — das Wiener Theater muß vor allen andern, die in den dortigen Gegenden sind, den Vorzug haben. Und an den Orten,

wo

wo die Madame **Hensel** bewundert wird, glaubt man, daß das Wiener Theater eben deßwegen nicht gut seyn könne, weil eine so gute Aktrice nicht gefallen habe. In beyden Fällen ist die Folge nicht ganz richtig — aber genug man urtheilt so.

Hier wäre nun die beste Gelegenheit, mir eine richterische Miene zu geben, um zu entscheiden, wer recht oder unrecht habe; aber wie gesagt, ich wollte nur erzählen — und vielleicht habe ich schon mehr gethan, als versprochen. Darf ich wohl auch noch erzählen, wie ich es machen würde, wenn ich entscheiden sollte? Folgende Fragen würde ich aufwerfen: ob Madame **Hensel** nur in Weimar, oder in ganz Deutschland die beste Aktrice sey? ob sie dieses oder jenes Stück so gut, als die beste Aktrice spiele, oder mehrere, oder alle? ob sie nicht in einem gewissen Zeitpunkt die größte Akrice gewesen sey? Was der, welcher sie für die größte in Deutschland hält, für andere Aktricen gesehen habe, und ob es nicht nothwendig sey, alle gesehen zu haben, ehe man eine für die **beste** halten kann? **Beschreibungen** von einer Aktrice sind gar zu sehr betrieglich; also muß man **selbst sehen**, wenn man unpartheyisch urtheilen will. Wie viel hängt wegen des **localen** von dem Gefallen einer **Aktrice** ab? ob es wahrscheinlicher sey, daß man in den dortigen Gegenden zu sehr für

Mad. Hensel eingenommen sey, als in **Wien** wider sie? Endlich würde ich anführen, wie merkwürdig es sey, daß, da Herr **Wieland** selbst sagt, er wolle unpartheyisch seyn; da er selbst eingesteht, **es herrsche in Deutschland eine bey nahe allgemeine Willkührlichkeit des Geschmacks**, (k) er dennoch in einem entscheidenden Ton von der Größe der Madame Hensel redet. Eben dieses trift Herrn **Leßing**; er sagt auch, sie sey **ohnstreitig** eine von den besten rc. Und was sagt er anderswo? Einige Stellen in seiner **Dramaturgie** sind zu interessant, als daß ich sie übergehen könnte. S. 145. im ersten Theil spricht er: „Es ist jedem vergönnt, seinen eigenen Geschmack zu haben; und es ist rühmlich, sich von seinem eigenen Geschmacke Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit

(k) Die angeführte Stelle rechtfertigt mein Unternehmen aus einem neuen Grunde. Denn man kann alles, was ich hier gesagt habe, als eine Bestätigung dessen ansehen, was Herr Wieland selbst behauptet. Auch kann man aus der Willkührlichkeit des Geschmacks, die Beobachtung erklären, die Sonnenfels einmal gemacht hat: „es sey seit einiger Zeit in Deutschland so Sitte, daß so gar jede kleinstädtische Truppe seine Garricke und Clairons habe.

Heit ertheilen, die, wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geschmacke machen müßte, heißt aus den Gränzen des forschenden Liebhabers herausgehen, und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen.!' Noch mit mehrern Recht gehört folgende Stelle aus dem 2ten Theil S. 392. hieher: „ wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. — — Allgemeines Geschwätz darüber, hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber **specielle**, von **jedermann** erkannte, mit Deutlichkeit und **Präcision** abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Fall zu bestimmen sey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raisonement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheinet." Wenn dieß ein **Leßing** sagt, der die dramatische Dichtkunst gewiß so sehr studirt hat, als irgend einer, so sollte man sich um so viel mehr angelegen seyn lassen, mit Mäßigung und Billigkeit zu urtheilen; nicht gleich das für allgemein **schön** zu halten, was die Ehre hat, uns zu gefallen. **Leßiog** schrieb das angeführte beym Schluße seiner Dramaturgie; würde er wohl auch beym Schlusse so entscheidend von der Madame Hensel geurtheilt haben, als wie Anfangs? — Oder muß man nicht seinen Lobspruch nach dem leztern Raisonement einschränken? Das beste

ist, daß die Urtheile keines Gelehrten im Stande sind, den **Untersuchungsgeist** ganz zu hemmen; er wird vielmehr dadurch angefeuert, wenn man die größten Kunstrichter auf der Seite kennen lernt, wie sie oft, nicht deßwegen fehlen, weil sie die Theorie nicht wissen, sondern weil sie ihrer eigenen Theorie in einzelnen Fällen zuwider handeln. — So kann ein **Leßing** und ein **Wieland** behaupten, daß das Urtheil und der Geschmack eines Menschen, eines Orts, einer Zeit, nicht das Urtheil und der Geschmack einer ganzen Nation, eines ganzen Jahrhunderts sey; und beyde können den **Gemeinplatz** vergessen, so bald sie über die Madame **Hensel** urtheilen. Wenn diese das würklich ist, wofür man sie fast in ganz Deutschland hält, so wird auch niemand — und ich am allerwenigsten, der ich mich selbst so sehr fühle, daß ich herzlich gerne gestehe,

> Non meum esse, tantas componere
> lites —

so wird, sage ich, niemand im Stande seyn, ihren Ruhm zu vernichten, so wenig, als wenn man wider eine **Clairon** schreiben wollte. Ist sie es aber nicht, so kann es auch kein Verbrechen seyn, wenn man denen widerspricht, die sie mit einem **Vergrößerungsglas** betrachten. Man hat es noch nie einem Gelehrten übel genommen, wenn er gesagt hat, daß

Leib-

Leibnitz und Cartesius in der Bestimmung von der Größe der lebendigen Bewegungskräfte, Crusius und Ernesti in der Erklärung der Propheten, Wolf und Lange in der Lehre von der Nothwendigkeit und Freyheit, Haller und de Häen wegen der Irritabilität, Du Bos und Home in Erklärung des Mitleidens ꝛc. nicht einerley Meynung sind; sollte es nun nicht auch erlaubt seyn, die Urtheile des Wiener Publikums denen eines Wielands und Leßings entgegenzustellen, um die Betrieglichkeit der Kritik dadurch zu erläutern?

Noch einige Bibliotheken sind übrig, von denen mir Beyspiele von der Partheylichkeit und dem Unrecht der Kritik bekannt sind. Herrn D. Schotts juristische Bibliothek ist zwar sehr vollständig, aber oft verräth er gegen gewisse Personen eine allzu große Partheylichkeit; z. E. wider Herrn Koch in Gießen, und für Herrn Hommel in Leipzig. So gar die Schrift, welche der leztere unter dem Namen: von Joch herausgegeben hat, und die ganz philosophisch ist, wurde auf eine übertriebene Art herausgestrichen. Er sagt so gar, Jochs Meynung sey ganz neu, weil es der Verf. selbst gesagt hatte. In meiner philosophischen Bibliothek zeigte ich, daß Herr Joch ein Plagium aus dem Home begangen habe. Joch selbst gesteht in der zwoten Auflage, daß ihm was menschliches widerfahren, als er gesagt,

er habe alles gelesen, und läugnet also zwar seinen Diebstahl, jedoch beschämt er dadurch seinen lobenden Recensenten, der sich aus seiner Sphäre heraus gewagt hatte. —

Herr D. **Schmid** in Wittenberg ist in seiner philologischen Bibliothek partheyisch, wenn etwas von D. **Semler** vorkömmt. Es sind dadurch einige hitzige Streitschriften auf die Welt gekommen. —

Herr Prof. **Froriep** läßt es sich in seiner theologischen Bibliothek zu sehr merken, daß er von **Ernesti**, **Semler** und **Michaelis** partheyisch urtheilt.

Wie unverantwortlich ist die harte Kritik im **deutschen Magazin** (ein Journal das sonst gut ist, und worüber Herr Prof. **Schirach** die Aufsicht hat) über das vortrefliche Buch: **Revision der Philosophie.** Dieß kann zum Beyspiel dienen, wie groß die Mißbräuche der Kritik sind. Ein solches Buch, das voll von neuen philosophischen Aussichten ist, dessen Verfasser eine außerordentliche Kenntniß der alten und neuen Philosophen verräth, der dabey so bescheiden ist, schön und gründlich schreibet, — ein solches Buch so zu mißhandeln! Wer kann eine solche Recension mit kalten Blute lesen! Allem Ansehen nach ist Herr **Meiners** (der der Verfasser ist) deß-

wegen

wegen so sehr und hart getadelt worden, weil man ihn verkannt hat. Der Recensent sagt, der Verfasser der Revision sey eben der, welcher über den **Werth der deutschen Dichter** geschrieben habe. Diese Vermuthung ist hernach als falsch bekannt worden.

Das Journal, welches itzt im **Lemgo** herauskömmt, ist in Lobeserhebungen auf Herrn **Hausen** sehr verschwenderisch; gegen den Roman der Frau de la **Roche** desto unbilliger.— Die Recension über **Wielands** goldenen Spiegel ist auch hart. Ein Buch, das so allgemein gefallen, so allgemein gelesen worden ist, das seines Inhaltswegen einen wohlthätigen Einfluß auf ganze Nationen haben kann, von einem Recensenten getadelt zu sehen — ist das nicht ein Beweis, wie sehr die Kritik oft von dem Urtheil des Publikums abweiche? Herr **Wieland** hat aber auch schon versichert, daß er sich mit diesem Journalisten nicht abgeben werde.

Wenn ich eine Kritik über alle Kritiken schreiben wollte, so hätte ich freylich noch sehr viel zu sagen. Allein, es ist eine gar zu verhaßte Sache, die aber auch zu meiner Absicht nicht nothwendig gehöret. Ich hoffe vielmehr, daß alle die, welche vielleicht über das wenige, was ich hier erinnert habe, unzufrieden seyn dürften, ihren Unwillen einigermassen werden

fahren

fahren lassen, wenn ich mit eben der Aufrichtigkeit, mit der ich von einigen Recensenten gesprochen habe, ein Glaubensbekenntniß von mir selbst ablege. Es giebt Fälle, wo man von sich selbst reden muß, und in diesem Fall befinde ich mich itzt. Sagte ich nichts davon, daß ich auch ein Journalist bin, so dürften die, welche es wissen, glauben, ich sey stolz genug meine Kritik allein für untadelhaft zu halten; sage ich nun aber etwas, so scheint es, als wollte ich es nur meinen Lesern, die noch nie ein Wörtchen davon gehört haben, auf eine gute Manier zu verstehen geben. Was sollte ich nun thun? Der leztere Vorwurf ist mir nicht so wichtig, als der erste; also rede ich lieber ein wenig von mir selbst. Wenn mich jemand fragt, ob ich alle Recensionen, die ich je geschrieben habe, für gut halte, so antworte ich: Nein; ich habe sie so gut gemacht, als es nach meinen jedesmaligen Umständen seyn konnte. Manche hätte ich besser machen können. „Warum lies ich sie aber drucken?" Dieß ist eine Frage, die man nicht gerne beantwortet. Wenn andere sie beantworten, dann werde ich auch nicht schweigen. — „Bin ich nie partheyisch gewesen?" Aus Feindschaft oder Neid nie, vielleicht aber aus Freundschaft. Gewisse Personen waren mir Anfangs völlig gleichgültig z. E. der sogenannte Herr Alexander von Joch. Aber sein Stolz, verknüpft mit einer großen Unwissenheit, sein beständi-

ges **Witzeln**, wo er beweisen sollte, wurden mir unerträglich. Ich fieng an zu schreiben, ich kam in Affect; nun war es freylich kein Wunder, wenn ich Fehler begieng, die ein Recensent niemals begehen sollte — ich wurde partheyisch. Die dem **Fatalismus** entgegengesetzte Meynung wurde meine Lieblingsidee; so bald diese jemand berührte, so vergaß ich mich. Daher verschiedene Ausfälle bey Beurtheilung anderer Autoren; z. E. bey der Recension über die Uebersetzung des Herrn Pastor **Rautenbergs** vom **Home**, bey der Recension über die Uebersetzung des Herrn Prof. **Garve** vom **Ferguson**. Herr von **Joch** lies seine Schrift über Belohnung und Strafe nach türkischen Gesetzen mit sehr vielen Großsprechereyen 1772 wieder abdrucken; ich recensirte sie so, wie man es von einem Recensenten erwarten kann, der partheyisch ist. Itzt, nachdem ich auf eine glückliche Art von dem akademischen Leben auf einige Zeit entfernt worden bin, bereue ich manches; nicht aus Furcht für Personen — denn in diesem Punkt bin ich ein wenig eigensinnig, oder, wie man sagt, hier bin ich zu wenig politisch — sondern aus Liebe zur Wahrheit. Denn wer liest gerne hitzige Recensionen? Niemand, als Leute, die sich blos die Zeit damit vertreiben wollen. Andere, die ernsthafter sind, werden durch den Affect bewogen, solche Schriften bald gar auf die Seite zu legen. — Herr von **Joch** wird mir

nun

nun eingestehen, daß ich mich so wenig schäme, Fehler zu bekennen, von denen ich mich selbst überführe, als er, da ich ihn nöthigte einzugestehen, daß ihm etwas menschliches widerfahren sey. — Uebrigens werde ich, weil es nun einmal so Mode ist, zwar fernerhin ein Recensent bleiben; aber meine Theorie soll mich immer behutsamer machen, und ich bitte, daß man alle Recensionen, die ich noch etwa schreiben werde, für nichts anders ansehe, als was sie sind — nämlich für Privaturtheile.

Ich kehre wieder zurück — es giebt zwar gute Recensenten, aber man hat nur keine sichere Kennzeichen, woran man sie erkennen, und von den schlechten unterscheiden könnte. Nur ein einziger Fall läßt sich, nach der Theorie, die ich gleich Anfangs von der gegenseitigen Abhängigkeit der Gelehrten geäußert habe, angeben, wo die Kritik im eigentlichen Verstand ihr Amt verrichten kann, ohne daß die angeführten Schwierigkeiten ihr im geringsten nachtheilig sind. Es ist nämlich möglich, daß ein Autor offenbare Fehler begeht, und dann kann die Kritik diese Fehler anzeigen. Hier ist weiter keine Partheylichkeit möglich, als darinnen, daß man solche Fehler entweder vergrößert, oder verkleinert — aber daß es Fehler sind, dazu braucht der Leser einer Kritik wenig Einsicht.

Na-

Natürlicherweise wird man fragen, wenn denn solche Fehler vorkommen können? Die Antwort ist leicht — in Sprachen, in der Historie, in der Philologie, wenn man falsch citirt, wenn man ein Plagium begeht, wenn man etwas für neu ausgiebt, was es nicht ist, in der Mathematik ꝛc. z. E. **Klotz** hatte aus ambre Ambra gemacht — der Uebersetzer der regrets sur ma vieille robe de chambre, par M. Diderot übersetzte datte in der Stelle: Mon luxe est de fraiche datte, durch **Datteln.** Die Schrift über die schönen Geister des achtzehnten Jahrhunderts ist voll von offenbaren Fehlern. Statt Bibiena steht Pipiena; aus dem holländischen Dichter Ioannes secundus wird der Papst **Johannes** der Zweyte gemacht. Solche und ähnliche Fehler findet man bey den besten Autoren. Wenn die Kritik nur mit dem Aufsuchen derselbigen umgieng, so könnte man nichts wider sie einwenden; aber so bald sie Fehler zum Gegenstand hat, die nicht offenbar sind, (sie mögen Gedanken, oder Ausdrücke, facta oder res betreffen) so häufen sich die Schwierigkeiten so sehr, daß die Kritik nie überzeugend darthun kann, ob das, was sie tadelt, würklich zu tadeln sey. Mit dem Lobe hat es fast gleiche Bewandniß; jedoch ist es eher möglich, daß ein Recensent alle Leute von einem offenbaren Fehler, als von den größten Schönheiten eines Autors überzeugen kann.

Wie darf sich nun die Kritik an solche Dinge wagen, wo niemand Richter ist, noch seyn kann? Das ist: wie darf man es wagen, Sachen zu kritisiren, die weder offenbar gut, noch offenbar schlecht sind? Man entwickele nur diese Vorstellungsart, so wird das **Resultat** gewiß dieses seyn: „wenn man etwas tadelt, was kein offenbarer Fehler, und etwas lobt, was nicht offenbar gut ist, so lobt und tadelt man etwas, von dem es noch nicht ausgemacht ist, ob es zu loben, oder zu tadeln sey." Ist das nicht eben so viel, als wenn jemand im Dunkeln so gut sehen wollte, als beym hellen Tage?

Hieraus wird man einsehen, was für Gränzen der Kritik eigentlich zu setzen sind, und wo sie anfange ein Unding zu werden. Man vergleiche die unsrige mit dem, was sie seyn **sollte**, und man wird sich nicht mehr über ihre Unvollkommenheiten wundern, da sie sich so viele Freyheiten erlaubt hat, ohne das Recht dazu je bewiesen zu haben. Der **Nutzen**, den sie noch in einigen Stücken stiftet, ist blos **zufällig**; z. E. es ist richtig, daß die Kritik die Lectüre befördert, ja an einigen Orten kann sie gar die erste Veranlassung zu derselben seyn. Wie kann man etwas lesen, wenn man nicht weiß, was die Gelehrten schreiben? Recensionen kommen weiter und geschwinder herum, als die recensirten Bücher. Manches Buch wird also

der

der Recension wegen gelesen. Aber wird es deßwegen gelesen, **weil** die Recension **gut** ist? Gewiß nicht; sondern in diesem Fall ist weiter nichts nöthig, als daß sie uns an die Existenz eines Buchs erinnert. Man kann eine gute Recension lesen, ohne ein Verlangen nach dem Buch zu bekommen, und eine schlechte kann das Verlangen erregen. Insofern sind Recensionen und der **Meßcatalogus** einander ganz gleich. Bisweilen aber hat der bloße Titel nichts, was uns nach einem Buche lüstern machen könnte; dann thun zuweilen einzelne Stellen, welche die Recensenten anführen, ihre gute Würkung. Doch ist abermals weder das Gute, noch das Fehlerhafte einer Recension die Ursache davon — der Nutzen ist also blos zufällig.

Alles wohl überlegt, was sich wider die Kritik mit Recht sagen läßt, so wird man es niemand übel nehmen können, wenn er behauptet, daß der **Meßcatalogus**, welcher bey Herrn **Reich** in Leipzig alle halbe Jahr erscheint, das beste Journal, die beste Bibliothek, die beste gelehrte Zeitung sey, die sich bey der gegenwärtigen Verfassung der Litteratur denken läßt. Er ist **unpartheyisch**, weil er nicht urtheilt, sondern nur die Titel der Bücher enthält; **ordentlich**, weil die Autoren alle nach der alphabetischen Ordnung stehen; **vollständig**, weil er mehr Bücher anzeigt, als

alle Bibliotheken, und sollten es **allgemeine** seyn; **wohlfeil**, weil er weniger kostet, als alle Journale und Zeitungen — die einzige **schwarze Zeitung** in Hamburg ausgenommen, welche, wie man sagt, itzt gratis ausgegeben wird — und endlich hat er den großen Vorzug, daß er die Schriften alle gleich nach ihrer Geburt, oder wohl gar noch eher ankündiget, da hingegen die Journalisten oft Bücher recensiren, welche, wenn es erlaubt ist so zu reden, schon wieder gestorben sind. Mit einem so herrlichen Buche kann man zufrieden seyn, und wenn auch unsere ganze Kritik **confiscirt** werden sollte.

Zween

Briefe

von

Herrn geheimen Rath Klotz

an

Herrn Mastalier

in Wien.

Wenn ich auch weiter keine Ursache hätte, diese Briefe hier einzurücken, als weil sie von **Klotz**, und weil sie an Herrn **Mastalier** sind, so wäre mein Unternehmen schon gerechtfertiget. Allein, ich habe sie oben einmal versprochen, und also bin ich verbunden, mein Versprechen zu erfüllen.

Nur noch zwey Worte de modo acquirendi. Ein Freund von Herrn **Klotz** wird eine ganze Sammlung von den Briefen herausgeben, welche **Klotz** an verschiedene Gelehrte geschrieben hat. In dieser Sammlung werden auch nachfolgende Briefe stehen; sollte es mir nun nicht erlaubt seyn, sie itzt schon bekannt zu machen, da ich sie von einem Freund erhalten habe? Oder sollte es dem Herrn **Mastalier** unangenehm seyn können, daß ich das eher thue, was ein anderer später thun wird? Ich empfinde hiebey werde etwas unbilliges, noch etwas unrechtmäßiges.

Halle in Sachsen am 18. Nov. 69.

Nicht genug ist es, daß Wien an einem Denis einen Barden hat, dessen Gesänge die Spree und Elbe der Donau beneidet. Auch Sie mein werthester Herr, singen Ihrem großen Fürsten ein Lied, auf welches ganz Deutschland aufmerksam ist. Ich habe es gelesen: ich habe es mit Enthusiasmus gelesen: und eine Wirkung von dieser Wärme ist die Freyheit, die ich mir nehme, Ihnen mein Herr, meine große Verehrung zu bezeugen, und meine Empfindung zu gestehn. Zwar kann es Ihnen sehr gleichgültig seyn, ob Sie ein Mann von meinen Talenten schätzt, den Sie vielleicht kaum kennen, oder, welches schlimm genug für mich wäre, aus den Schriften seiner unartigen Gegner kennen: aber mir, der ich mir die Verehrung großer Männer zur Pflicht mache, und in der Erfüllung dieser Pflicht keinen geringen Theil meines Glückes setze, mir kann es nicht gleichgültig seyn, ob Sie es wissen, daß ich Ihnen den Tribut abtrage, den ich Ihnen schuldig bin.

Möchte ich doch einige Verdienste haben, die mir einen Anspruch auf Ihr Wohlwollen geben könnten! ja ich wage den stolzen Gedanken, möchte ich etwas besitzen, daß Sie

nö-

nöthigte, noch etwas mehr gegen mich zu fühlen als Gewogenheit. Doch dieses kann ich, der ich Ihnen nicht persöhnlich bekannt bin, und der ich in meinen Schriften, gesezt, sie wären Ihnen auch bekannt, verliehre, kaum hoffen. Glauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie herzlich liebe, und daß wenige Menschen Ihnen so ergeben seyn können, als ich bin.

Ich habe mir vorgenommen, so bald es meine Umstände erlauben, nach Wien zu eilen, um Mosern, Sonnenfels, Denis und Mastalier von Angesicht zu sehen: Männer, mit denen ich mich in Gedanken so oft beschäftige: geben Sie doch, wenn sich Gelegenheit ereignet, dem würdigen **Denis** den freundschaftlichen Kuß in meinem Namen. Schon vor 10 Wochen habe ich an ihn geschrieben. Sein Brief gehört unter meine besten Kostbarkeiten. Ich habe seine und Ihre Ode in die hiesige deutsche Bibliothek ganz einrücken lassen. Verzeihen Sie mir diese Freyheit, die mir das Verlangen abdrang, recht vielen das Vergnügen zu erleichtern, das ich empfunden habe.

Es gehe Ihnen stets wohl mein bester Herr, geniessen Sie noch lange die Hochachtung und den Beyfall der Welt, den Sie auf so mancherley Art verdienen. Meine Ergebenheit wird nie erkalten. Ich bin mit dem besten Herzen

Ihr

gehorsamster Diener
Klotz.

Den 7. März 1770. Halle.

Täglich bin ich, mein Vielgeliebter, in Gedanken bey Ihnen, und wenn ich mich nicht schriftlich mit Ihnen so oft unterhalten habe, so schreiben Sie es denen Zerstreuungen zu, in denen ich lebe. Keine der geringsten war eine Reise zu meinem alten Vater, hinter Dresden an der Böhmischen Gränze. Ich besuchte einige Freunde in Böhmen, ich trat auf eines der dortigen hohen Gebürge, und meine ganze Seele war den Gedanken ergeben: du bist nur etwan 40 Meilen von deinem Mastallier entfernet: in 24 Stunden kannst du in Wien seyn, uud gleichwohl darfst du nicht! — Ich ward ganz melancholisch, und die Freude, die ich mir von dieser Reise versprochen, ward nicht wenig dadurch verringert, daß einer meiner besten Wünsche unerhört blieb. Diese Reise und viele Arbeiten haben mich von der angenehmsten Beschäftigung abgehalten, an Sie zu schreiben. Daß ich aber an Sie gedacht, muß ich Ihnen erweisen. Im XV. Stück der **Bibliothek**, Seit. 564. ließ ich Ihr Gedicht auf den Kaiser abdrucken; in den hiesigen gelehrten Zeitungen recensirte ich es: und da ich itzt Lectiones Venusinas drucken lasse, in welchen ich unter andern das bekannte System des P. Harduin widerlegte, so schrieb ich S. 10. wenn ich

der

der Beschuldigung gedenke, als ob der ganze Orden an den System Theil genommen, folgendes: totum ordinem, raris quoque virtutibus & ornamentis venerabilem atque etiam nunc, praeter alios, Denisium & Mastalierum, egregia litterarum decora sinu suo complectentem, non audeo accusare. — Nicht wahr, Sie zweifeln nicht mehr, daß ich an Sie gedacht.

Heute empfange ich ihren zweyten Brief, und den muß ich auch noch heute beantworten. Verzeihen Sie mir, lieber Freund, meine flüchtige Schreibart. Ich muß heute eilen.

Sie lassen mir Gerechtigkeit wiederfahren, daß Sie die Wärme meiner Freundschaft, und Liebe gegen Sie als ungeheuchelt annehmen. Dieselbe ist desto lauterer, je älter sie ist, ohne, daß ich Ihnen einmal Nachricht davon gegeben hätte. Sie gründet sich also auf eine sehr feste Ueberzeugung von Ihren grösten Talenten und Verdiensten. Es ist mir bey Ihren Schriften so ergangen, wie es mir bey einigen wenigen ergangen ist. Bisweilen lesen wir einen Schriftsteller; wir finden ihn gut: wir loben und bewundern ihn, allein wir haben doch bey allen seinen Vorzügen kein Vertrauen zu ihm: hingegen einen andern finden wir nicht allein schön; sondern unser Herz schlägt uns, wenn wir ihn lesen, wir gewinnen ihn lieb. Woher kommt das? Ist es Sympathie? Ist der Charakter eines freund-

schaftlichen Herzens unvermerkt in des leztern Schriften ausgedruckt, und werden wir dahero, wenn wir dieses bemerken, von einem Feuer der Liebe schnell ergriffen? Ich weiß nicht, wie es zugehet: aber wahr ist gleichwohl die Sache. Auch bey Ihnen bester **Mastallier** habe ich es erfahren. Ich schätze einige von Ihren — — — ungemein hoch; allein gewiß, ich muß es gestehen, bey aller Bewunderung bleibt doch mein Herz kalt. Das freut mich doch, und muß mich freuen, daß Sie, als ein ruhmvoller Autor, noch mehr, Dichter, gegen einen eben so ruhmvollen Mann, als unser Denis ist, Liebe haben, und dieselbe so wenig verhehlen. Freund, wie unähnlich sind sie hierinnen den meisten unserer Autoren! Es ist Schande für die Litteratur, wenn man sieht — — — — Diese Empfindung gieße ich in den freundschaftlichen Busen meines Freundes aus, und will sie in demselben verwahret haben.

In Wien würden die Wissenschaften zu einer Höhe gelangen, die sie in keiner andern Provinz Deutschlandes bekommen können, wenigstens nicht so schnell, woferne nur nicht die daselbst aufkeimende Uneinigkeit jene Blüthe erstickt. Jedermann bedauert die dortigen Streitigkeiten, wodurch manches gute Genie niedergeschlagen, und abgeschreckt wird. — — — — — — — — — —

Vor einigen Wochen habe ich in Merseburg ei-

einige

nige sehr angenehme Stunden mit einem Herrn von * * aus Wien zugebracht. Er war Ihr Freund, und Verehrer, und überhaupt ein Mann, der große Einsicht besaß. In einigen Wochen wird er wieder bey Ihnen seyn.

Haben sie großen Dank, für die baldige Mittheilung Ihres schönen Gedichts, wovon ich heute noch das Publikum benachrichtigen werde. Ueberhaupt mein Herr, haben Sie die gelehrte hallische Zeitung nicht in Wien? Ich will Ihnen gerne einige Jahrgänge schicken, und auch die Continuation besorgen, wenn Sie mir melden wollen, durch welchen Weg es ohne Ihren Unkosten geschehen kann. Denn, auf der Post nimmt man die Briefe nur bis Prag franquirt an. Ich bin so ehrgeitzig, daß ich wünsche, Sie von allen unterrichtet zu sehen, was ich thue, und was überhaupt bey mir vorgehet. Ihren lezten Brief habe mit großer Bewegung eben itzt wieder gelesen. Vertilgen Sie den Gedanken, daß ich jemals in meiner Liebe gegen Sie erkalten könne, auf ewig aus Ihrer Seele, und lassen Sie nie wieder diese Vorstellung in derselben erwachen. Jedermann, der mich aus dortigen Gegenden besucht, wird mir das Feuer bezeigen können, mit welchen ich von Ihnen, auch so lange ich nicht an Sie geschrieben, gesprochen habe, und unter diesen ist ein Graf ** von Ihrer Armee, ein Cavalier von großer und ausgebreiteter Wissenschaft.

Daß

Daß Sie mir Ihre Ode auf Gellert nicht geschickt, daran haben Sie nicht wohl gethan. Ich habe sie bis diese Stunde noch nicht zu sehen bekommen. In hiesigen Gegenden ist eine erschreckliche Menge Aufsätze bey Gellerts Tode herausgekommen, so gar Kritiken schon über dieselbe. Man druckt auch nach des guten Mannes Tode alles, was man nur von ihm bekommen kann. So gar führet eine Schrift den Titel: Gellert als Vater, und eine andere: Gellert in der Campagne. Es ist unbegreiflich, wie diese Ideen auf Gellerten passen. Doch bey elenden Scribenten ist kein Ding unmöglich. Wenn der **Antikritikus**, der zum Aergerniß seiner theologischen Collegen, und zum Gelächter anderer ehrlichen Leute, bisher die lustige Person auf dem gelehrten Theater vorgestellt hat, nicht gestorben wäre, so müßte man befürchten, daß er auch sich noch an Gellerten versündigte.

Mit der nächsten Post werde ich an **Denis** schreiben. Ich bin dem vortreflichen Manne auch noch eine Antwort schuldig. Sie aber bester Mastallier umarme ich tausendmal in Gedanken, und empfehle mich Ihrer fortdaurenden Liebe. Mein Herz wird Ihnen allezeit ganz ergeben bleiben, und Ihre Freundschaft, und Ihre Briefe sollen mir ein theurer Schatz seyn.

Der Ihrige

Klotz.

Beyträge zur geheimen Geschichte der Kritik.

Ein bloße Theorie wider die Kritik kann unmöglich eine so gute Würkung thun, als wenn man sie mit Documenten unterstützt. Deßwegen folgen hier einige Briefe, über welche man, wenn man will, sehr viele **Bemerkungen** machen kann. Ich hoffe nicht, daß nur ein einziger, der die kritische Welt kennt, diese Briefe für erdichtet halten werde. Sie sind vielmehr so natürlich, daß, wenn alle die, welche sich dabey erinnern werden, selbst solche oder ähnliche geschrieben zu haben, mich davon benachrichtigen sollten, ich in eine nicht geringe Verlegenheit gerathen würde; denn ich würde in kurzer Zeit nicht mehr im Stande seyn, das **Porto** von allen den Briefen zu bezahlen, welche ich im gesetzten Falle ganz gewiß bekäme.

Sollte es aber nicht nöthig seyn, die Rechtmäßigkeit meines Verfahrens zu zeigen, da ich selbst aus moralischen Gründen mit dem Herausgeben gelehrter Briefe unzufrieden bin? Ich glaube es nicht — — denn ich habe nie den Verfasser eines Briefes genennt, und niemanden gemeint, als wer es weiß, **wen** ich gemeynt habe.

Erster Brief.

Inliegende kleine Gedichte, die Erstlinge meiner Muse, unterstehe ich mich, Ew. zu übersenden, um Dero güttiges Urtheil darüber zu vernehmen. Ich selbst bin überzeugt, wie weit sie von der Vollkommenheit entfernt sind; jedennoch aber glaube ich, daß sie des Drucks nicht ganz unwürdig waren. Freylich haben sie die Vollkommenheit nicht, mit der Ew. fürtrefliche Oden prangen. Wenn aber auch nichts sollte gedruckt werden, als was Ew. Werken ähnlich ist, so fürchte ich sehr, es möchten außer der L . . (*) alle Pressen ledig stehen.

Ich hoffe bald in der — — Bibliothek Deroselben Meynung zu lesen; in Erwartung derselben bin ich u. s. w.

Zweyter

(*) Das ist nach sichern Nachrichten die, wo der Herr Maecen seine Oden abdrucken läßt. Nun ist das Compliment deutlich.

Zweyter Brief.

Die unbillige Recension der — — Bibliothek werden Ew. vermutlich schon gelesen haben; aber vielleicht mein Werk selbst noch nicht. Denn es hat kaum vor acht Tagen die Presse verlassen, und die hämische Tadelsucht meiner Gegner ist gleichsam der Geburth zuvorgekommen. Ich erkühne mich also, Ew. mit beykommenden Exemplar schuldigst aufzuwarten. Dero Freundschaft sowohl, als Dero Billigkeit lassen mich zuverläßig hoffen, eine billigere und günstigere Recension in Dero gelehrten Zeitungen zu lesen, als diejenige war, die in der — — — Bibliothek stand, und die ich hätte vermeiden können, wenn ich hätte wollen ferner Mitarbeiter eines Journals bleiben, worinnen man anitzo anfängt, die größten Unbilligkeiten zu sagen, und dessen Verfasser gegen Ew. meinen verehrungswürdigen Gönner auf die unerlaubteste Art zu Felde ziehen. Ich bin u. s. w.

Dritter Brief.

Ew. beliebten neulich zu gedenken, daß Sie die Sammlung der Stollberger Ducaten complet zu haben wünschten. Da ich diejenigen drey, die Ew. abgehen, zum Glück ohnehin doppelt besitze; so nehme ich mir die Freyheit, Ew. damit gehorsamst aufzuwarten.

Ist wohl meine Bitte an Ew. nicht etwas zu verwegen? Ich wünschte inliegende Recension meiner Ausgabe des — — — in Dero gelehrten Journal eingerückt zu sehen. Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich selbst der Verfasser davon sey; aber Ew. werden bey genauer Untersuchung finden, daß ich mir selbst im geringsten nicht geschmeichelt habe. Ich wollte bloß einmal Leuten die Wahrheit sagen, die nun schon zum drittenmal mich auf das unbilligste beurtheilt haben. Ew. sehen sehr leicht ein, daß ich die Verfasser der — — — Bibliothek meyne: Leute, bey denen man alles vermuthen kann, nur nicht Billigkeit. Ich bin u. s. w.

Vierter Brief.

Womit ich Ew. Unwillen verdient habe, ist mir zwar gänzlich unbekannt; daß ich aber nicht mehr so bey Ew. stehen muß, wie ich wünschte, habe ich zu meiner Verwunderung und Betrübniß in der Beurtheilung meiner poetischen Werke in der — — Zeitung gesehen. Ich will nicht untersuchen, ob sie zu hart sey; Ew. werden es vielleicht selbst eingestehen, wenn Se solche noch einmal mit kaltem Blute durchzulesen belieben. Es mußte mich Dero Verfahren um so viel mehr schmerzen, da ich im leztern Stück der — — gelehrten Zeitung Dero Versuche über die — — — — so vorzüglich gerühmt habe; denn nun kann und muß ich Ihnen gestehen, daß ich Autor dieser Recension bin.

Doch, wir wollen nicht wegen einer Sache zürnen, die vielleicht aus Uebereilng oder aus Hetzereyen, die leider! in der gelehrten Welt itzt sehr Mode werden, geschahe. Ich sende Ihnen vielmehr meine zwey neuen Gedichte; ich fürchte mich nicht, sie Dero Beurtheilung zu unterwerfen, ich hoffe vielmehr alles von Dero Billigkeit und unserer alten, von meiner Seite wenigstens noch ununterbrochenen Freundschaft. Ich bin u. s. w.

Fünfter Brief.

Man sollte billig nicht böse seyn, wenn man sich von solchen Leuten getadelt siehet, wie die Handwerksgesellen des — — critischen Journals sind. Vielmehr sollte man sich höchlich erfreuen, daß man nicht von solchen Ignoranten gelobt wird. Aber diesmal kann ich nicht läugnen, daß mir die Galle gestiegen ist, da ich das unverschämte Pasquill, denn so muß ich es nennen, auf mein neu eingerichtetes Schulbuch lese. Wie wollen Leute von mir urtheilen, die ich kaum zu Primanern brauchen könnte; denn in der That habe ich Leute gezogen, die in secunda Classi mehr wußten, als diese Ignoranten zusammen. Wenn doch diese Herren selbst erst decliniren lernten, ehe sie einen Mann tadeln wollten, der nunmehro in den zwanzig Jahren, die er dem Schulwesen vorstehet, Leute gezogen hat, deren der geringste zehnmal mehr werth ist, als der beste unter ihnen.

Bey gegenwärtiger Uebersendung meines Werks an Ew. habe ich die billige Hofnung, im nächsten Blatt Dero gelehrten Zeitung eine Recension davon zu sehen, die die Welt lehret, wie ungereimt die — — — von einem Buche geurtheilt haben, dessen Werth sie nicht kennen. Ich wünschte von Herzen, daß man diesen geleh-

lehr-

lehrten Partheygängern einmal die Wahrheit sagte, und ihnen das Maul so stopfte, daß sie hinführo nicht mehr so einseitig und schief zu urtheilen sich unterstünden. Ich bin u. s. w.

Sechster Brief.

Sie haben vermuthlich die Skartecke unterm Titel — — — gelesen, welche eine Satyre auf mich seyn soll, in der That aber ein schändliches Pasquill ist. Es ist nöthig, daß ich Ihnen auch mein Verhalten bey dieser Sache kund mache. Ich konnte die ganze Mißgeburth in der Geburth ersticken; denn zum Unglück für den Verfasser bekam ich sie zu censiren. Ich habe sie paßiren lassen, theils weil ich sie meiner Ahndung nicht würdig achte, da sie höchst elend ist; theils aber auch, weil ich versichert bin, daß keine Schmäschrift in der Welt den Ruhm eines Mannes verdunkeln kann, der sich so wie ich, um den Staat verdient gemacht hat. Jedennoch wünschte ich, daß sie bey Recensirung des elenden Dinges, welches ich Ihnen hiemit sende, mein Betragen der Welt etwas bekannt machten; es kann andern zur Regel dienen. Mit Versicherung meiner fortdaurenden Gewogenheit und willigen Protection bey vorkommenden Fällen, beharre ich u. s. w.

Siebenter Brief.

Antwort.

Hiemit sende ich Ihnen, Hochzuverehrender Gönner, das Blatt, in welchem ich die elende Skartecke recensirt habe, die wider Sie herausgekommen ist. Ich habe, wenn ich alle Ihre großen Verdiensten zusammen denke, noch immer zu wenig gesagt, wenn ich behauptet, daß unser Vaterland noch keinen Gelehrten aufweisen könne, der so viel Gutes gethan, so fürtrefliche Sachen geschrieben habe — — der dabey so großmüthig gegen seine Feinde wäre, als wie Sie. — Doch, ich will meine Recension nicht abschreiben. Ich empfehle mich Ihrer Protection, und werde keine Gelegenheit verabsäumen, mich derselbigen immer mehr würdig zu machen; u. s. w.

P. S. Es wird doch vermuthlich irgend einer Ihrer Schüler eine Vertheidigung für Sie schreiben? Wenn Ew. mir es erlauben, so werde ich Herrn — — — bitten, daß er dazu die nöthigen Anstalten macht. Am besten wäre es freylich, wenn die Vertheidigung nicht in — — sondern in — — gedruckt würde, damit man desto deutlicher einsähe, daß sie ohne ihre Veranstaltung geschrieben worden sey.

Achter Brief.

Ehe ich die Recension Ihres Werks, das ich mit innigsten Vergnügen durchlesen habe, zum Druck einsende, will ich sie vorhero Ihnen selbst communiciren, damit Sie mir Ihre Meynung sagen. Sie werden leicht selbst einsehen, warum ich eins und das andere getadelt habe; nicht als wenn ich es selbst tadelnswerth fände, sondern um so viel möglich den Verdacht der Partheylichkeit, die wir denen — — — so oft mit Recht vorwerfen, von uns abzulehnen. Doch wenn es Ihnen mißfällig seyn sollte, kann auch dieses geändert werden.

Inliegende Recensionen einiger kleinen Gedichte meines Freundes, bitte so bald möglich der — — der — — — der — — und der — — — Zeitung einverleiben zu lassen. Ich hab sie alle vier selbst gemacht; aber man wird es gewiß nicht merken, daß sie alle von einem Verfasser herrühren. — Ich weiß die Gewalt, die Sie bey diesen Herren Journalisten haben, und ich hoffe, sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen. Es betrift einen jungen Menschen von Genie, der Aufmunterung braucht, der mein Freund ist, und gewiß bald der Ihrige seyn wird, und der auch an der — — Zeitung zu — — bisweilen

arbeitet. Er wird im kurzen selbst nach — — kommen, bloß um Sie kennen zu lernen. Er verdient unsere Achtung, und das Lob, das ich ihm gegeben habe, wenigstens mehr, als der Verfasser des — — — von welchem Sie vermuthlich noch nicht wissen, daß es Herr — — — ist, der in der — — — Bibliothek meine — — — — und Ihre Versuche über — — — — so unverschämt gemißhandelt hat. Dieser Unwissenheit auch, und nicht seinen Verdiensten, hat er sicher die gute Recension seiner Mißgeburth, die der Recensent nicht halb muß durchgelesen haben, in Ihrer Bibliothek zu verdanken. Ich, der ich das herrliche Werk besser durchgangen bin, habe es mit mehreren Grunde unerträglich schlecht gefunden, und es so in der gelehrten Zeitung zu — — — recensirt ꝛc.

Neunter Brief.

Antwort.

Ich mache mir jederzeit das größte Vergnügen daraus, Ew. zu zeigen, wie bereitwillig ich bin, Ihnen zu dienen. Die vier Recensionen sind sogleich besorgt worden, und ohnerachtet ich vieles an den Gedichten auszusetzen fände, so hat doch Ihr Freund nichts zu fürchten, da sie mir ihn anempfohlen.

Ich

Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß die gute Beurtheilung des Herrn — — — ein Fehler der Unwissenheit und Uebereilung war. Seine kritischen Anmerkungen über — — — sollen sicher so gutes Kaufs nicht durchkommen. Aber Freund! auch Sie haben in einem ähnlichen Falle einen unverantwortlichen Fehler begangen, und sind in simili damnatione. Wissen sie wohl, daß die Abhandlung des Hr. A. — — — die Sie so sehr gelobt haben, und die de — — die Sie so sehr scharf kritisirt haben, einerley Verfasser haben, beyde von Herrn B. sind. Dieser hat die erstere gemacht, und Herr A. ist so großmüthig gewesen, seinen Namen vorzusetzen — vermuthlich weil er sich selbst die Mühe nicht hat geben wollen, selbst etwas zu schreiben. In der That ist uns die Sache sehr nachtheilig und unsre Gegner würden nicht wenig frohlocken, wenn die Anecdote bekannt werden sollte. Aus meinem Munde erfährt sie niemand; aber wenn nur Herr — — — der auch die Sache weiß, nicht aus der Schule schwatzt. Legen Sie ihm ja ein scharfes Stillschweigen auf. Ich habe auch seit diesem verdrießlichen Vorfall fest beschlossen, kein Buch in meiner Bibliothek zu recensiren, dessen eigentlichen Verfasser ich nicht gewiß weiß; das einzige Mittel künftig dergleichen Fehler zu vermeiden, oder man müßte gar die Kritik abdanken, so wie es neulich Herr — — gethan hat. Ich bin u. s. w.

Zehnter

Zehnter Brief.

Ich sende Ihnen die Kinder meines Genies, wenn ich ein wenig bon sens mit diesem Namen belegen darf, so wie es dem Himmel gefiel, sie auf die Welt kommen zu lassen. Sie müssen diese Art Arbeit bey mir blos als eine Nebenbeschäftigung ansehen, und als solche betrachtet, wird auch der strengste Richter ihnen einige kleine Fehler übersehen müssen. Von Ihnen habe ich ohnehin die gegründete Vermuthung, daß Sie die Arbeiten eines Freundes mit mehr denn zu billigen Augen betrachten werden.

Sie wollten neulich etwas von meinen Umständen, meiner Beschäftigung und dergleichen wissen; kurz, Sie wollten Ihres Freundes Charakter von ihm selbst beschrieben haben. Das ist, Freund! ich gestehe es, immer etwas zu viel begehrt. Wir sind stets zu gelinde Richter von uns selber; denn welcher Mensch hat nicht sein Pfund Eigenliebe? Aber zum Glück erhalte ich etwas, das ich Ihnen undurchlesen zusende; es ist die Copie eines Briefes meines fleißigen Auditors Herrn A. an Herrn P. Mein Famulus soll Sie Ihnen abschreiben. Rechnen Sie ab, daß Herr A. vielleicht ein wenig zu gut von mir geurtheilt hat, und dann werden Sie genau kennen lernen Ihren u. s. w.

Copia des Briefes.

Ich traf Herrn — — früh um 5. Uhr an, zu einer Zeit, da ich kaum vermuthen konnte, daß er mich vorlassen würde, schon beschäftigt an, und eine Menge schon expedirter Sachen, zeigten mir hinlänglich, daß seine Gewohnheit nicht sey, sich durch die Sonne wecken zu lassen. Sein überaus freundliches Wesen, seine offene Stirne, seine wohlgefärbten Lippen — seine Bereitwilligkeit seinem Nebenmenschen zu dienen — alles dieses, sammt seinem übrigen Anputze, nahm mich den Augenblick für den Mann ein. Wir redeten von schönen Wissenschaften, und ich nahm mir bey dieser Gelegenheit die Freyheit, seine Verdienste um die Litteratur, seine fürtrefliche Werke, und besonders seine Kritiken über — — zu loben. Er verbath diesen Discours mit ausnehmender Bescheidenheit. Mir ist es genug, sagte er, wenn man meine Werke nur für mittelmäßig hält; wenn mir nur die Nachwelt dereinst das Zeugniß giebt, daß ich der erste gewesen, der Muth genug hatte, deutsch zu lehren und zu lernen, u. s. w. und daß bis auf den heutigen Tag noch kein Gelehrter in — — ist, der das thun könnte, was ich gethan habe. Mit solcher Erniedrigung redet ein Mann von sich, dessen Feder gewohnt ist, bloß Meisterstücke hervorzubringen. In der That sollten Sie erstaunen,

nen, wie ein Mann, der Tag und Nacht zum Wohl des Vaterlandes so rühmlich und fleißig arbeitet, im Stande sey, alle Jahr mehr denn einmal denen Musen in allen Facultäten so herrliche Opfer zu bringen. Nur der, welcher sein ärgster Feind ist, kann sagen, daß er nicht alles verstehe, wovon er schreibt. Er ist das Salz der Gesellschaft, so wie er die Seele des Staats ist; kurz es ist unmöglich, ihn zu sehen, und ihn nicht zu lieben. Seine Schüler beten ihn an, wie ehemals die Pythagoräer ihren Lehrmeister.

So viel von Herrn — — Sie sehen hieraus ein, warum ich seine Wochenschriften, seine Kriege mit — — so vortheilhaft in der Zeitung zu — — angezeigt habe. Thun Sie also desgleichen, u. s. w.

Eilfter Brief.

Wer zween Röcke hat, soll dem andern einen geben, der keinen hat. Folglich wer zwey Fässer guten Wein hat, soll seinem guten Freunde, der keins, wenigstens kein so gutes hat, auch eins geben. In den Umständen befinde ich mich anitzo gegen Ew. Ich thue also nichts als meine Schuldigkeit, wenn ich Ew. beykom-

mendes Faß Wein sende. Die Sache braucht demnach keines Dankens, zumal mir Ew. wiederum einen Gefallen erzeigen können, der Ihnen nichts kostet, und mir, besonders aber meinem Sohne unendlich viel hilft.

Der Bibliothekarius unsers Herrn Grafen ist vorige Woche mit Tode abgegangen, und da sind viele Competenten zur vacanten Stelle, weil eine gute Besoldung dabey ist. Unter diesen ist auch mein Sohn. Er hat ziemliche Hoffnung, weil er hier viele Patronen hat. Aber die Sache stößt sich noch an eine Kleinigkeit.

Mein Sohn hat, als er die Universität verließ, eine Inaugural-Disputation geschrieben, und die ist in der ⸗ ⸗ gelehrten Zeitung, wie mein Sohn selbst sagt, höchst unbillig getadelt worden. Zum Unglück liest unser Herr Graf alle Zeitungen, und zu noch größern mußte die Schrift meines Sohns just in dem Stück stehen, das der Graf den Tag erhielt, da er sich resolviren wollte, und in dem Augenblick war er gegen meinen Sohn eingenommen. Er wollte die Stelle den Augenblick einem andern geben; aber der Herr Hofrath — — disponirte ihn so weit, daß er wenigstens warten sollte, was andere Zeitungen von meines Sohns Arbeit sagten. Gut, das will ich, sagte der Graf; aber sagen die nichts bessers, so ist keine Hoffnung.

Mein

Mein Sohn fiel den Augenblick auf Ew. und sagte, kein Gelehrter in Deutschland hätte so viel Macht, eine Schrift in allen Blättern loben und tadeln zu lassen, als eben Sie. Gut, sagte ich; ich will an ihn selbst schreiben, mein alter Schulcamerad, der Herr —— schlägt mir eine solche Kleinigkeit sicher nicht ab, und das habe ich denn gethan, wie Sie sehen.

Es betrift, werthester Herr Professor, das Stückchen Brod eines Mannes, der, wie Sie selbst wissen, drey Jahr auf Universitäten gewesen ist, und Sie thun demnach ein gutes Werk. In Erwartung Dero gütigen Antwort bin ich u. s. w.

Zwölfter Brief.

Antwort.

Für das so gütige, als unerwartete Present, sage Ew. den verbindlichsten Dank. Ich will von Herzen wünschen, daß ich bald Gelegenheit finden möge, Ew. meine thätige Erkenntlichkeit zu zeigen. Denn das, warum Ew. mich zu ersuchen die Güte gehabt, kann um so viel weniger als eine solche angesehen werden, da es ja ohnehin die Schuldigkeit eines jeden, der es auf sich nimmt eine gelehrte Zeitung zu schreiben, und also auch die meinige ist, von jedem herausgekommenen Werke, nach guten Wissen

und Gewissen, und der Wahrheit gemäß seine Recension zu machen. Ich hatte auch das nämliche meiner Schuldigkeit gemäß von der gelehrten und ihres Verfassers würdigen Disputation Ihres Herrn Sohnes gethan, und die Recension hätte schon im 85. Stück erscheinen müssen, wenn sie nicht zu meinem großen Verdruß aus Nachläßigkeit meines Famuli wäre liegen blieben.

Ohnerachtet nun mein billiges Lob nichts weniger als Schmeicheley ist, wie jeder, der diese fürtrefliche Abhandlung selbst liest, leicht einsehen wird, so ist es mir doch unangenehm, daß ich durch die Vergessenheit meines Famuli bey Ew. in den Verdacht der Nachläßigkeit gegen Dero Herrn Sohn, und bey andern in den Verdacht der Partheylichkeit kommen könnte. Ich versichere aber Ew. und die ganze Welt, daß ich nach Erhaltung Dero Schreibens an der schon fertigen Recension auch nicht das mindeste geändert habe. Ich fand es bloß billig, derselben eine kurze, und der Wahrheit gemässe Widerlegung der höchst unbilligen und tadelsüchtigen Beurtheilung der — — gelehrten Zeitung, anzuhängen.

Ich ermahne Dero Herrn Sohn, als ein wahrer und aufrichtiger Freund, in seinen rühmlichen Bemühungen unermüdet fortzufahren, und sich die paßionirten Urtheile der — — nicht

irre

irre machen zu lassen; künftig soll er nicht zu klagen haben, daß mir die — — — vorgekommen wären.

Zur Stelle des Bibliothekars wünsche ich im voraus Glück; ich habe selbst an den Herrn Graf geschrieben, und ich weiß, wie viel ich mir von seiner Gnade versprechen kann. Ich bin übrigens ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Ohne meine Freyheit, die ich mir nehme, an Sie zu schreiben, viel zu entschuldigen, will ich gleich zur Sache selbst schreiten. Es ist ohnehin nichts billiger, als daß sich der vertheidige, den man angreift, und es ist immer viel Mässigung von mir, daß ich es nicht öffentlich thue, da man mich doch öffentlich angegriffen hat.

Ich schrieb im vorigen Jahre ein klein Compendium über die — — zum Gebrauch zwar aller Schulen, besonders aber derjenigen, deren Rector und Fürgesetzter ich bin.

Meine Absicht war gut, und mein Werk, wenn ich mich nicht ganz irre, dem Zweck hinlänglich angemessen. Jeder Docente hat, dünkt

mich,

mich, die Freyheit, sich ein Compendium, worüber er lesen will, zu wählen, und wenn ihm keins anständig ist, selbst eins zu schreiben. Bey mir kam noch eine wichtige Ursache hinzu. Wir liegen von einer großen Stadt ziemlich entfernt, und unser Buchladen verdient kaum diesen Namen. Die Anschaffung eines fremden Lehrbuchs würde also meinen Schülern kostbar und beschwerlich fallen, und so that ich immer besser, wenn ich ihnen hier eins abdrucken ließ, welches sie leicht und wohlfeil haben konnten, und da war es eins, ob es das meinige, oder ein anders war.

Ich konnte dabey weder Autor- noch Gewinnsucht haben; denn beyde werden durch eine Schrift von fünf Bogen gar schlecht befriediget.

Alle gelehrte Zeitungen, die Ihrige allein ausgenommen, betrachteten meine Schrift aus dem Gesichtspunkte. Sie zeigten sie bloß kürzlich an, und selbst das war unnöthig; sie war ja, wie ich in der Vorrede sage, blos für meine Schüler geschrieben. Aber ein gewisser Herr — — der, wie ich gewiß weiß, der Recensent meines Werkchens in Ihrer gelehrten Zeitung ist, und der vor einem halben Jahre ein ziemlich unwürdiger Alumnus des hiesigen Gymnasii war, und nun, wie er mir selbst im stolzen Ton kürzlich meldete, Ihr würdiger Auditor ist,

konnte die gute Gelegenheit nicht entwischen lassen, seinem ehemaligen treuen Lehrer zu zeigen, wie viel er in einem halben Jahre zu den Füssen seines Gamaliels gelernt habe, und wie weit er schon jetzo seinen Lehrer übersähe. In der Absicht also, und nicht, wie er behauptet, zur Steuer der Wahrheit, schrieb er die hämische Recension, die, nach dem Urtheil aller vernünftigen Leute, Ihrer gelehrten Zeitung Schande macht.

Ueber Herrn — — — bin ich nicht sonderlich böse. Der Feind ist mir zu klein, und ich will es noch wohl erleben, daß, wenn er in einigen Jahren, mit Witz und Stolz beladen, wieder von der Universität zurück kommt, er froh seyn soll, wenn er bey unserer Schule, die er anitzo so sehr verachtet, zum untersten Lehrer angenommen wird. Vielleicht wird es ihm alsdenn nicht so leicht seyn, über mein Compendium gut zu dociren, als es ihm jetzo leicht war, es lächerlich zu machen. Aber Ihnen, mein Hochgeehrter Herr, muß ich zur Steuer der Wahrheit ein paar Worte sagen.

Sie sind Director eines gelehrten Journals; für Fehler desselben also müssen Sie stehen. Bringt es Ihnen nun wohl Ehre, wenn Ihr Journal einem Raubneste der mittlern Jahrhunderte ähnlich ist, woraus junge Partheygänger auf ehrliche Leute ausfallen, und

diese ungestraft ihres guten Namens berauben wollen.

Ueberlegten Sie auch wohl als ein vernünftiger Mann, da Sie die Recension meines Werkchens durchsahen und einrücken liessen, was für Schaden daraus entstehen könne, wenn man in einem öffentlichen Blatt, das überall gelesen wird, einen Lehrer einer Schule für den Augen seiner Schüler sowohl, als seiner fürgesetzten lächerlich macht? eine Sache, die Sie doch bey jeder Recension für Augen haben sollten, wenn Sie den Charakter eines rechtschaffenen Mannes behaupten wollen.

Was für Schaden fügen Sie aber auch Ihren Zuhörern, und durch sie der Nachwelt zu, wenn Sie diese jungen Leute stolz und aufgeblasen machen? Ein junger Mensch kömmt ohne Erfahrung auf die Akademie. Hier, statt sich selbst zu bilden, und Wissenschaften zu sammlen, fängt er an, andere zu kritisiren. Er dünkt sich selbst gelehrt, weil er schon im Stande ist, andere zu tadeln; er unterläßt Wissenschaften zu studiren, die ihm einmal nöthig sind, Gott und der Welt zu dienen, und einst sein Brod zu erwerben; er glaubt, ein wenig Genie, und Witz sey hinlänglich mit der Zeit ein großer Mann zu werden.

Weil ein solcher Jüngling viel zu wenig Erfahrung hat, als daß er allemal die üblen Folgen seiner Aufsätze einsehen sollte, so macht er sich ohne Noth Feinde, und wenn auch diese zu großmüthig sind, als daß sie ihm directe schaden sollten, so wird er doch in der Folge sehen, daß er sich eben keine Gönner durch sein recensiren gemacht hat, und diese werden ihm da fehlen, wo jeder junge Candidat sie ziemlich nöthig hat: bey seiner Bewerbung um ein öffentliches Amt.

Ich rede hier aus hinlänglicher Erfahrung. Viele junge Leute haben mir schon die üblen Folgen dieser ihrer jugendlichen Hitze und Stolzes geklagt — mit Thränen geklagt, und unzählichmal gewünscht, daß sie nie möchten eine Feder zum recensiren angesetzt haben. Fallen nun nicht endlich alle diese üblen Folgen, alle diese Vorwürfe, auf Sie, mein Herr! zurück? weil sie mehr Verstand und Ueberlegung haben müssen, als unbärtige Jünglinge, und bey dem es nicht mehr ein Jugendfehler, sondern wahre Bosheit ist.

Kann denn wohl keine Recension gemacht, kein Buch getadelt werden, ohne zugleich eine höchst unerlaubte Satyre auf seinen Autor zu machen? Muß denn ein jeder Autor ein großes Genie seyn? und können denn nicht mittelmäßige Bücher oft großen Nutzen schaffen?

Gesetzt aber auch, es müßten bloß Genies schreiben, werden wohl durch Satyren dergleichen gebildet, oder werden die Tadler durch den Tadel Genies, wenn sie vorhero keine sind? Und wenn auch das ist, wird nun wohl der Staat großen Nutzen von der Akademie ziehen, wenn sie alle Studenten zu Genies umgebildet hat? Kaum glaube ich es. —

Es sind sehr wenig Aemter im Staat, wozu man Genies braucht, aber unendlich mehrere, wozu rechtschaffene und fleißige Leute erfordert werden, und zu den mehresten kleinern Diensten, die doch unentbehrlich in einem Staat sind, ist ein Genie ganz untauglich. Muß man wohl ein Genie, wie **Leibnitz**, **Newton**, oder **Locke** seyn, um ein Schulmeister werden zu können? und doch ist der erste Unterricht für Kinder eben so wichtig, eben so nöthig, als die Schriften großer Geister für den wahren Gelehrten. **Winkelmann** war gewiß ein großes Genie; und doch klagte man sehr über ihn, als er **Conrector** in einem kleinen Orte wurde.

Das, was ich von den Menschen behaupte, gilt auch von den Büchern. Oft kann ein Werk im elendesten Stil und mit vielen Fehlern geschrieben seyn, und dennoch großen Nutzen bringen. Der Recensent zeige die Fehler bescheiden an, ohne das ganze Werk lächer-

cherlich zu machen. Oft umschließt eine schlechte Schale einen sehr guten Kern.

Aber freylich gehören zu solchen gründlichen Beurtheilungen andere Leute, als es leider die mehresten Mitarbeiter der — — — — sind, diese müssen **witzig** recensiren, weil sie nicht **gründlich** recensiren können. Es ist allemal leichter, eine Sache zu tadeln, als sie besser zu machen.

Ich gebe Ihnen den Augenblick zu, daß Sie mehr Genie, mehr Gelehrsamkeit, mehr Ruf in der gelehrten Welt haben, als ich; allein, alles das giebt weder Ihnen das Recht mich zu mißhandeln; noch benimmt es mir das, mich zu vertheidigen. Dieß that ich mit Mäßigung, und wenigstens darinnen übertreffe ich Sie.

Ich bin auch nicht hochmüthig genug, mir einzubilden, daß nicht viele Ihrer Mitarbeiter gelehrter und geschickter wären, als ich; aber das ist mir doch erlaubt zu zweifeln, ob es ein Mensch seyn könne, von dem ich durch meine eigene Sinne bin überzeugt worden, daß er vor einem halben Jahre noch ein ziemlicher Ignorante war — wenigstens so lange zu zweifeln, bis man mich überführt, daß man heut zu Tage einen andern Weg habe, gelehrt zu werden, als zu der Zeit, da ich studirte. Fast sollte ich

es glauben, oder wenigstens vermuthen, daß man gar keine Belesenheit nöthig habe; denn nur sehr selten habe ich einen Ihrer jungen Gelehrten Herrn Mitarbeiter auf der öffentlichen Bibliothek angetroffen, da ich mich doch vor 2. Jahren über drey Monate zu — — — aufhielt, und die Bibliothek täglich besuchte.

Das sey denn endlich genug, Ihnen meine Meynung von Ihrer gelehrten Zeitung zu sagen. Widerlegen Sie mich, wenn ich Sie ohne hinlänglichen Grund getadelt habe. Ich bin übrigens mit der Achtung, die ich jedem gelehrten Manne schuldig bin, Ihr u. s. w.

Vierzehnter Brief.

Ich erfreche mich, an Ew. ein paar Zeilen ergehen zu lassen; und Sie dadurch in den ruhmvollesten Unternehmungen, die Sie zum Besten der Litteratur und unserer Schriftsteller betreiben, zu stören. Aber an wen soll und kann ich mich auch wenden? Wenn mir nicht die Zuflucht zu Ew. übrig bliebe, so würde ich von nun an die Stunde meiner Autorschaft verfluchen. Gerechter Himmel! wie war es denn dem — — Zeitungsschreiber möglich, meine Absicht so sehr zu verkennen, und mich durch eine eben so seichte, als im schlechten Tone abgefaßte Recension der

Zunft der elenden Schmierer einzuverleiben. Ich beschwöre Ew. bey allen Musen, meiner Schrift doch in Ihrem so beliebten Journal zu gedenken. Tadeln Sie mich ohne Scheu, wenn und wo ich es verdiene; denn das Stillschweigen, das die *** Recensenten wegen meiner Schrift beobachtet haben, steht mir im geringsten nicht an. Doch da ich einmal vom Tadeln zu reden angefangen habe, so muß ich Ew. frey gestehn, daß ich sehr gerne sähe, wenn mein künftiger Recensent auf die ganze Lage meiner Sachen Rücksicht hätte. Es ist Ihnen nur gar zu wohl bekannt, daß ich an einem Orte lebe, wo man die nothwendigsten Bücher und Hülfsmittel gar nicht haben kann. Es könnte auch ohnmaßgeblich angemerkt werden, daß ich alle Kenntnisse in der Wissenschaft, von welcher ich schreibe, nur mir selbst zu danken habe; und wenn ich noch eine demüthige Bitte an Ew. beyfügen darf, so ist es die, gütigst auf die 84. und 85. Seite zu blicken, wo ich, wie ich mir nicht ohne Grund schmeichle, **ganz neue Aussichten** entdeckt habe. Ich freue mich schon im voraus, Ew. eigne Gedanken über eine Materie zu lesen, mit welcher Sie, so wie mit allen übrigen Wissenschaften so wohl bekannt sind. Wäre es Ihre Gerechtigkeitsliebe allein, und nicht auch Ihre Güte und edler Charakter, auf welche ich zähle, so würde mich freylich ein Schauer anwandeln. Allein eine zu demüthigende Züchtigung habe ich von

einem

einem großen — — nicht zu erwarten. Ich habe die Stellen, welche, wie ich mir schmeichle, Ew. vorzüglich gefallen werden, in dem Exemplar, welches ich mit dem vorigen Postwagen an Sie geschickt habe, mit rother Dinte unterstrichen; doch wäre es in Ihre Rechte gegriffen, wenn ich diese vorzüglich von Ihnen angeführt wünschte. In Erwartung die Meynung von Ew. über meine Schrift zu vernehmen ꝛc.

Fünfzehnter Brief.

Antwort nach einer gnädigen Recension.

Dieser Brief sey das schuldige Dankopfer, das ich Ew. für den Beyfall schuldig bin, welchen Sie meinem Werk und mir in der Zeitung nicht versagt haben. Beynahe möchte ich sagen, wäre ihre Aufmunterung vermögend, die Versuchung in mir rege zu machen, mich noch einmal in den Zirkel der Autoren zu drängen. Habe ich wohl jemals den Namen eines Genies verdient, den Sie mir doch gütigst beyzulegen geruht haben? Wie vortreflich Sie mich gegen die Beschuldigungen, gegen die hämischen Beschuldigungen — — — vertheidigt haben! Lassen Sie sich doch eine Scene erzählen, die

Sie gewiß rühren wird; denn die Natur hat ihnen ein empfindsames Herz geschenkt. Ich war in meiner Studierstube, und las Ihre Recension durch, als meine Frau mit meinem jüngern Sohn an der Hand hineintrat, und einen Blick auf die Schrift und hernach auf mich warf. Kaum sahe sie eine Freudenzähre auf meinem Auge zittern, so fieng sie auch zu weinen an, der Knabe, der es gewahr wurde, fragte sie ganz sanft nach der Ursache unsrer Thränen. Seine zärtliche Mutter gab ihm zur Antwort: — — der edeldenkende — — hat Papachen an seinen Feinden gerächt. Der Knabe wiederholte die Worte, **an seinen Feinden gerächt**, und fieng darauf auch zu weinen an. Sehen Sie, mein Herr! so viele Glückliche hat Ihre Recension gemacht. Was die Erinnerung betrift, die Ew. gegen die 37 Seite gemacht haben, so habe ich allerdings gefunden, daß Ihre Meynung die wahre ist; ich bin also bereit in einer neuen Auflage, wenn ich anders noch eine davon zu hoffen habe, alles nach Ew. Sinn zu ändern; ich werde auch nicht vergessen, den guten Rath, welchen Sie mir mitgetheilt haben, vor aller Welt anzurühmen.

Meine eifrigsten Wünsche für Ew. beständiges Wohlseyn, zum Besten der Kritik und der ganzen Litteratur überhaupt, sind eben so gewiß, als daß ich mit der vollkommensten Hochachtung beharre u. s. w.

Sechzehn=

Sechzehnter Brief.

Ew. Hochwohlgebohrn werden mir gnädigst vergeben, doß ich mich, ohne vielleicht von Ihnen gekannt zu seyn, an Sie zu schreiben erfreche. Die weltkündige und aus so vielen Schriften hervorleuchtende Gelehrsamkeir Ew. sowohl als die Ihnen angebohrne Leutseligkeit und Güte berechtigen mich einigermassen gegenwärtiges Schreiben zu verfassen. Die vortreflichen Werke mit denen Ew. schon seit geraumer Zeit das Publikum beschenken, haben mich so sehr entzückt, daß ich den Namen des undankbarsten unter allen Menschen verdiente, wenn ich Ihnen nicht den schuldigsten Dank bezeugte, wenn ich nicht einst öffentlich bekennen würde, daß ich Ew. Schriften, das meiste Licht in meinen Lieblingswissenschaften zu danken habe.

Es könnte mir von Ew. billig als Stolz auslegt werden, wenn ich in diesem Schreiben der letzthin von mir herausgegebenen Schrift nicht gedächte; allein ich fühle den geringen Werth derselben zu sehr; ich sehe nur gar zu gut ein, wie vieler Verbesserung sie noch fähig wäre, als daß ich mir nur das geringste zu gut darauf thun sollte. Wenn die Umstände, womit die Herausgabe derselben verknüpft war, wenn das Zudringen der Freunde und auch das

Gut-

Gutheissen einiger Kritiker hinreichend wären einer Schrift einigen Werth beyzulegen, so würde die meinige alles für sich haben — doch sie kann unmöglich gut seyn; denn sie ist die Frucht einiger wenigen Stunden. Meine demüthige Bitte geht also dahin: sie von Ew. nur nicht auf das schärfste getadelt zu sehen; denn ob ich gleich nur zu sehr weiß, wie viel ihr noch abgeht, um vollkommen zu seyn, so würden mich doch die Streiche einer scharfen Kritik ungemein schmerzen; da mir aber Ew. Großmuth bekannt ist, und Ihnen Ihr gutes Herz nicht erlaubt, mir hierinnen eine abschlägige Antwort zu ertheilen, so schliesse ich meinen Brief mit dem festen Vertrauen, daß, wenn auch **Ewr Hochwohlgebohrn** die Früchte meines Geistes mißfällig wären, Sie doch an mir ein von Bewunderung und Ehrfurcht für Ihr vortrefliches Genie durchdrungnes Herz erblicken werden. Ich verbleibe mit der vollkommensten Hochachtung rc.

Siebzehnter Brief.

Schreiben eines von einem Kunstrichter übel behandelten Schriftstellers an einen Kunstrichter, der mit ihm in einigem Verständniß lebt.

Werthster Freund!

Endlich hat einmal der niederträchtige * * * seine dumme Wuth wider mich ausgelassen. Zwar hätte ich mir es eher vermuthen können; denn seitdem er erfuhr, daß ich ihr Freund, und auf diese Freundschaft stolz war, seitdem blöckte er seine Zähne gegen mich; und bey Herausgebung meiner letzten Schrift fand er endlich Gelegenheit sein Mütchen an mir zu kühlen. Ich weiß nicht, ob Ihnen die Kritik schon zu Gesichte gekommen ist; das kann ich Ihnen aber sagen, sie ist im beissendsten Tone verfaßt, den Sie sich nur denken können. Der Mann greift mich just auf der Seite an, wo ich am schwächsten bin, denn er hat mir wirklich einige Fehler gezeigt, und wäre ich nicht überzeugt, daß sie unvermeidlich gewesen, so würde ich untröstlich seyn. Das kann ich aber noch nicht begreifen, daß wegen einiger Mängel und Unvollkommenheiten eine ganze Schrift, in welcher dennoch viele

le gute Sachen zu finden sind, als ein elendes Geschmiere behandelt wird. Wenn Sie nicht mein Freund! durch Ihr Beyspiel das Gegentheil bewiesen; so würde ich glauben, es wäre unmöglich das Kunstrichterhandwerk (sie vergeben mir diesen Ausdruck) mit einem guten Herzen zu verbinden. Ich weiß nicht, was ich vornehmen soll, um die Bosheit — — der Welt klar vor Augen zu legen; Erfährt man, daß ich eine Schrift gegen ihn verfaßt habe, so werde ich als ein erbitterter Schriftsteller von aller Welt verlacht. Was ist aber zu thun? Soll der rechtschaffene Mann sich von jedem Bösewicht, ohne sich zu wehren, Wunden schlagen lassen? Von dem Tage an, da ich diese erbitterte Recension lase, habe ich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, lauter unangenehme Empfindungen gehabt; und innerlicher Gram wird mich, wie ich glaube, noch aufzehren. Wo ist ein Freund, der Balsam in meine Wunde giesse? Doch kann ich eine solche Frage in einem Briefe aufwerfen, den ich an einen — — schreibe? Nein Sie sind gewiß noch immer mein Freund; ich wenigstens finde mein einzigs Glück darinn, daß ich mich nennen darf u. s. w.

Achtzehnter Brief.

Antwort des Kunstrichters.

So ist denn eine beissende schale Recension fähig, das so sanfte Herz meines —— zu erbittern? Niemals mein liebster Freund! hätte ich Sie so schwach geglaubt. Ich habe Sie durchgelesen diese Recension, die so manche unangenehme Empfindungen in Ihnen erregt hat; und was glauben Sie, daß das Resultat von meiner Lektüre war? Das böse Herz ———, denn es kann unmöglich ein anderer als er, der Verfasser von dieser Recension seyn, schimmert auf allen Seiten durch; er schäumt ordentlich vor Wuth; ich stelle mir alle die Züge vor, die seine Larve, als er sie verfertigte, entstellt werden haben; hätte damals ein Mahler ihn zu sehen Gelegenheit gehabt, noch niemals würde uns das Bild des Neides vortreflicher geliefert worden seyn, als wenn derselbe —— geschildert hätte. Doch genug hievon! Sagen Sie mir jetzt mein liebster Freund! welch ein schändliches Mistrauen setzen Sie in Ihre Freunde? Entweder zweifeln Sie an meinem Kopf oder an meinem Herzen. Sollte die Laune ihres Freunds nicht vermögend seyn, der Wuth dieser tobenden Bösewichter einen Damm zu setzen? Sollte meine Feder einen seichten — —— zu züchtigen zu stumpf; und meine Augen

gen zu blöde seyn, die fehlervollen Stellen, von denen seine Schriften wimmeln, zu entdecken? Nein! wer meine Freunde angreift, der hats mit mir zu thun; und so lange ich diesen Kampfplatz nicht verlasse, hoffe ich wenigstens die edelsten und besten zu meinen Freunden zu haben. Beruhigen Sie sich also mein Freund; wenn Sie nicht noch vollkommen über ihre Feinde triumphiren, wenn Sie dieselben nicht noch alle unter Ihren Füssen sehen werden, so dürfte ich mich nicht nennen

Ihren ergebensten
Freund.

Neunzehnter Brief.

Sie tadeln, M. H. nicht ohne Grund unsre gelehrte Zeitung. Sie sagen, sie sey unter allen die unvollständigste, und — schlechteste; selbst darinnen kann ich Ihnen nicht unrecht geben. Aber Sie irren, wenn Sie die Schuld zu sehr denen Mitarbeitern beymessen. Diese muß ich vertheidigen, da ich selbst auch einer bin.

Sie kennen den Directeur unsers Journals, den Herrn — —. Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß er eben der Mann im gelehrten Fache sey, der er im politischen ist: voller Cabalen, der nichts ohne Eigennutz thut.

Lob

Lob und Tadel, Freundschaft und Haß, werden bey ihm durch jene große Triebfedern getrieben; kein Wunder, wenn das auch Einfluß auf unsre gelehrte Zeitung hat.

Keiner von uns Recensenten kann sich rühmen, die Freyheit zu haben, zu recensiren, was er will (denn unser Directeur ist so gar stolz genug, sich einzubilden, es sey eine Art von Unehre, wenn eine Schrift in seiner Zeitung nicht recensirt wird; daher wird nie eine Schrift des Herrn — — — angezeigt, außer wenn der Herr Directeur durch jenen eine Cabale ausführen will): oder ein Buch zu loben, und zu tadeln, je nachdem er es gut oder schlecht findet. Wir müssen alles nach der Ordre unsers Maecens thun, wenn wir uns nicht seinen ganzen Haß auf den Hals laden wollen; und als Feind ist er gefährlich, wenn man auch keine Absicht hat, wo man ihn als Freund nutzen will. Zwar ich, und noch einige andere brauchen uns nicht sonderlich für seinen Zorn zu fürchten; aber wir machen auch den geringsten Theil seiner Mitarbeiter aus. Die mehresten sind seine Creaturen, die sich gewiß nicht unterstehen werden, eine Zeile anders zu schreiben, als sie befehligt sind. Diesen seinen geschwornen Helfershelfern schickt der Herr — — ganze Stösse Bücher auf einmal, mit der Ordre, binnen welcher Zeit sie recensirt seyn sollen. Mehrentheils ist dieser Termin so kurz, daß auch der allerfleißigste Leser Noth haben würde, die

Bücher nur zur Hälfte durchzugehen. Das brauchen aber auch die Herren nicht; denn entweder ist der Autor des Buchs bekannt, und schon in des Herrn — — Buch des Lebens oder Todes eingeschrieben, und dann wird er allezeit gelobt oder getadelt, das Buch mag nun an sich selbst seyn, wie es will; oder der Autor ist noch unbekannt, oder er schreibt zum erstenmal, und dann liegt mehrentheils im Buche ein kleines Avertißiment, wie der Recensent damit verfahren soll. Hier richtet sich Herr — — nun meistens nach der Recommendation, die der Autor, oder andere gute Freunde, mit dem Exemplar einsenden. Mit einem Worte: die ganze Kritik ist weiter nichts, als was die **Convenienz** des Herrn — — mit sich bringet. Zur Probe sende ich ihnen die Copie einiger kritischen Mandate, die ich selbst von Hrn — — erhalten habe. Zwar habe ich die wenigsten befolgt, noch mit guten Gewissen befolgen können; allein ich habe auch das Unglück gehabt, daß alle meine Recensionen, die nicht der Ordre gemäß waren, uneingerückt geblieben sind. Seit der Zeit recensire ich blos solcher Autoren Werke, die mit den jetzigen gelehrten Factionen in gar keiner Verbindung stehen. Sie sehen also deutlich, daß unsre gelehrte Zeitung größtentheils nichts enthält, als partheyisches Lob oder partheyischen Tadel in den neumodischen Recensirton gebracht, und daraus können Sie leicht schließen, daß unter

zwan-

zwanzig Recensionen kaum einer zu trauen ist, Sie sehen aber auch, an wem hauptsächlich die Schuld liege. Ich bin übrigens rc.

Einige kritische Befehle des Herrn — an seine Recensenten.

1.

Dieses Werk muß so viel möglich gelobt werden; denn es ist in der — — — Zeitung höchst unbillig getadelt werden, und man muß den Autor, einen jungen Anfänger von Genie aufmuntern.

2.

Die gezeichneten Stellen müssen angeführt, und nach Verdienst gezüchtigt werden. Der Mensch hat sich ohnehin seit einiger Zeit ziemlich unnütz gemacht, Er ist, wie ich nun sicher weiß, der Autor des — — —

3.

Ich sähe gerne, wenn einige Stellen aus der Dedication (NB. das Buch ist Herrn — dedicirt) welche ein Meisterstück ist, angeführt würden. Das Buch an und für sich lobt sich selbst hinlänglich.

4.

Unser Freund der Buchführer — — — hat mich ersucht, diese Edition des — — — etwas zu recommendiren, und zwar bald. Dar-

nach wäre sich bey der Recension etwas zu richten. Sagen Sie nur: daß diese Edition besser sey, als die, welche in — — kürzlich erschienen ist. Ursachen werden sich schon finden lassen.

5.

Die Recension des — — muß geändert werden; wenigstens sähe ich nicht gerne, wenn die Stellen, wo er aus dem — — — abgeschrieben hat, angeführt würden. Wenn ich es eher gewußt hätte, könnte es stehen bleiben, aber nun habe ich ihm schon meine — — geschickt, welche er gewiß selbst in der — gelehrten Zeitung recensiren wird, und da möchte ich ihn nicht gerne vor dem Kopf stossen.

6.

Ich sähe gerne, wenn mit Herrn — — so glimpflich, als nur immer möglich, verfahren würde. Er hat selbst an mich geschrieben, und ist wegen — — und der Recension meiner — — sehr zum Kreuz gekrochen. Es scheint, als wenn er mit denen — — — gänzlich gebrochen habe.

7.

Folgendes Journal darf nicht eher recensirt werden, als bis Sie wissen, wer der Verfasser ist. Dieß können Sie dem Verleger melden. Sollte — — — der Verfasser seyn, so

so können sie es immer loben; wäre es aber — — — so brauchen Sie ihn nicht zu schonen, weil er uns auch nicht geschont hat. Ausserdem können Sie das Journal recensiren, wie Sie wollen; doch ist es am besten, wenn Sie gelind damit umgehen, weil doch ein Journalist dem andern manchen schlimmen Streich spielen kann.

8.

Es versteht sich von selbsten, daß die Stelle angeführt wird, in welcher die Unpartheylichkeit unserer Zeitung gerühmt wird. Das, was S. 66. und 170. von mir gesagt wird, können Sie auch anführen, aber es muß in einer sehr feinen Wendung geschehen, damit es nicht scheine, als ob ich selbst Ursache daran wäre. Ohnmaßgeblich dürfen Sie nur sagen; der Recensent hätte zwar Gelegenheit, es auch so zu machen, als wie die — — welche alles anführten, was zu ihrem Ruhm von irgend jemand gesagt würde; aber von solchen Kunstgriffen wäre er weit entfernt rc. Kurz: quasi aliud agendo müssen jene Stellen miteingewebt werden.

9.

Freuen Sie sich. — Der, welcher uns oft alles mögliche kritische Herzeleid angethan hat, ist von einem unserer Freunde sehr nachdrücklich abgestraft worden. Lesen Sie nur — — — und recensiren Sie es geschwind. Führen Sie die nachdrücklichsten Stellen wider-

unsern Erbfeind an. Ich habe schon nach — — geschrieben, wo morgen gewiß eine gute Recension von dieser uns so interessanten Schrift in der Zeitung stehen wird. Nachmittags wird mein Bedienter die Recension abhohlen.

10.

Mit Herrn — — gehen Sie ja säuberlich um; freylich ist seine — — — nicht die beste; aber er kann doch, wenn wir ihm etwas zu leid thun, unser Journal confisciren. Andere haben ihn auch gelobt, vielleicht eben deßwegen.

11.

Heute habe ich erfahren, daß G. — — mit K. — — völlig gut Freund worden ist. Wenn Sie also des leztern Abhandlung über — — — recensiren, so denken Sie daran. Ich denke immer, Herr — — wird sich noch zur Gegenparthey schlagen, wenn ihn nicht etwa meine leztere Recension zurückhält, in welcher ich ihn ziemlich gelobt habe; denn zu sehr durfte ich ihn nicht loben, damit er nicht etwa in Zukunft, wenn er unser Feind werden sollte, unser Lob wider uns braucht.

12.

Sie werden sich erinnern, wie vortheilhaft Herr — — — meine — — in der — — beurtheilt habe; thun Sie also bey seiner gegenwärtigen Schrift das nämliche. Sie können ihn

ihn mit gutem Gewissen loben; denn er schreibt würklich gut, und hat uns auch Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Zwanzigster Brief.

An Herrn C. — — —

Ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen, mein bester Freund, mein Buch zu schicken, so bald es nur die Presse verlassen hat. Ihre Einsichten, Ihre Unpartheylichkeit und Aufrichtigkeit, sind mir und allen Ihren Freunden zu sehr bekannt, als daß es mir gleichgültig seyn könnte, ob ein Mann, in dem alle jene seltene Eigenschaften vereinigt sind, mein Buch läse, und öffentlich beurtheile, oder nicht. Ihr Urtheil wird für mich und fürs Publikum entscheidend seyn. Sie haben sich besonders dadurch viel Zutrauen und Achtung erworben, daß Sie das Publikum von der Partheylichkeit und Unwissenheit des Herrn D. — — die er nicht nur bey Beurtheilung Ihrer vortreflichen Schriften, sondern auch bey — — — verrathen hat, so nachdrücklich überzeugt haben. Wie viel Ehre macht es Ihnen, daß Sie ganz unpartheyisch sind, nicht aufs Ansehen der Person sehen, wie Herr D. nicht Lob und Tadel nach der Person abmessen, die etwas geschrieben hat,

eben als wenn man nicht das Buch, sondern die Person recensiren wollte; und wie glücklich schätze ich mich, daß ich mich nennen kann Ihren u. s. w.

P. S. Haben Sie die die Recension über — — von O. — gelesen? Woher mag es doch kommen, daß er mich so sehr gelobt hat? Er muß es nicht wissen, daß Sie mein Freund sind.

Ein und zwanzigster Brief.

Von eben dem Verfasser an Herrn O. — den er im vorigen Brief so übel abgeschildert hat. (*)

Erst gestern ist mein Buch aus der Presse gekommen, und schon heute schicke ich es Ihnen. Schließen Sie daraus, wie begierig ich auf ihr Urtheil seyn müsse. Sie sind bisher jederzeit so gütig gewesen, und haben mich eben so billig

(*) Wie viel sollten wohl Briefe dieser Art bey den neusten litterarischen Kriegen geschrieben worden seyn? Einem jungen Autor, der gern recensirt seyn will, wollte ich es noch zur Noth verzeyhen, wenn er sich bey verschiedenen Gelehrten, die

lig, als unpartheyisch recensirt; ich darf Sie also auch nicht erst bey diesem Buch darum bitten. Möchte doch Herr C. — — — eben so billig mit Ihnen umgehen. Schon oft habe ich mich gewundert, wie es nur möglich sey, daß er Ihre Verdienste um die Litteratur und Kritik so sehr verkennen könne. Ich bin sehr begierig, wie er mich recensiren wird. Wer weiß, ob nicht das schon Ursache genug ist, mich zu tadeln, weil Sie mich einigemal gelobt haben.

Die Recension, die ich in der — — — von Ihrem Buche über — — gemacht habe, ist von dem Herrn — — ziemlich verändert worden. Ich schreibe Ihnen dieß, damit Sie

---

die einander entgegengesetzt sind, einzuschmeicheln sucht. Aber — wenn es Gelehrte vom ersten Range, Gelehrte, deren Ruhm weder vermehrt, noch vermindert werden kann, wenn es, sage ich, solche thun, was soll man wohl dann denken? Ich kenne einen Gelehrten in —, der sich sehr viel auf die Correspondenz eines würklich großen Mannes zu gut thut, und sich sehr damit brüstet. Wie sehr ist er zu bedauren, daß er nicht weiß, wie verächtlich eben jener große Mann von ihm an andere geschrieben hat! Ungern entdeckt man solche Züge an Gelehrten; allein wer kann über das, was uns oft ein Zufall offenbahret, unwillig seyn? Oft muß man lachen, wenn man sieht, wie die Menschen, durch ihre Eitelkeit, sich und andere blenden; oft aber

kann

nicht glauben, daß ich öffentlich weniger Gutes von Ihnen sagte, als privatim. Herr —— muß Ihnen nicht recht gut seyn; aber warum haben Sie auch **Crusius** und **Ernesti**, **Semlern** und **Schmid**, **Klotzen** und **Nicolai** gewissermassen geliebkoset. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß einer Ihrer Freunde Sie neulich gar einen Achselträger, vermuthlich aus Spaß, gescholten habe. Ich bin übrigens u. s. w.

Zwey und zwanzigster Brief.

Sie haben mich gefragt, woher es komme, daß man an der Leipziger gelehrten Zeitung gar nicht merke, daß **Ernesti**, **Boehme**, **Crusius**, **Clodius**, **Garve**, **Sammet**, **Weise**, **Seger**, **Hommel** rc. in Leipzig sind, so wie man es andern Zeitungen, z. E. der Göttingischen, der Frankfurter, gar bald ansieht, wes Geistes Kinder die Recensionen über wichtige Bücher sind. Wer entdeckt nicht in der Göttingischen gelehrten Zeitung den Geist eines **Feders**, **Heyne**, **Walch**, **Pütters** u.s.w.

Sie verlangen sehr viel, mein Freund, wenn ich alles sagen sollte, was Sie wünschen. Itzt

---

kann man nicht lachen, wenn die Rechtschaffenheit entehrt wird, die kein Mensch, am wenigsten aber ein Gelehrter, jemals verletzen sollte.

Itzt kann und darf ich es nicht thun. Mündlich will ich Ihnen einmal verschiedene Phänomena so gut erklären, als — — doch das ist etwas großsprecherisch; wenn es aber erlaubt ist, das kleine mit dem großen zu vergleichen, so will ich diesen Perioden vollends niederschreiben — als der größte Astronom unserer Zeit, Pater Hell, die astronomischen erklärt. Itzt fehlen mir noch einige Subsidia; besonders habe ich noch kein sicheres Observatorium. Kömmt Zeit, kömmt Rath, pflegt man zu sagen.

Schriftlich werden Sie also nichts von mir erfahren; denn es giebt itzt so viele leichtfertige Gelehrte, die sich so gar kein Gewissen darausmachen, Briefe, die nie zum Druck bestimmt waren, drucken zu lassen. Daß aber alle angeführte Leipziger Gelehrte nicht an der Leipziger Zeitung arbeiten, weiß ich zuverläßig. Sie irren sich daher, wenn Sie glauben, daß Herr E. — — die Recension über — — gemacht habe — sie wäre gewiß besser, wenn sie von diesem herrührte.

Nun sollen Sie aber auch einige Punkte erfahren, die Sie zu wissen begehren. Der Recensent Ihrer Disputation ist Herr — —. Er hat nur ein einziges Collegium über die Pandekten gehört, aber doch recensirt er alles, was aus dem Jure ihm in die Hand kömmt. Er wird Ihnen aber nichts mehr thun; denn ich habe

ihn durch Hülfe einer guten Taße Coffe und ei- einer Pfeifen Taback (*) so gerührt, so auf Ihre Seite gebracht, daß er mir versprochen, Ihre zwote Disputation desto besser zu loben, je mehr er die erste getadelt hat. Lassen Sie ihn aber auch im Frieden leben, recensiren und sterben.

Der Recensent in —— und in —— ist eben die Person. In der —— mußte er Herrn L. loben, um sich dadurch bey — — beliebt zu machen; in der —— aber hat er würklich aus Herzensgrund recensirt, denn er ist sein Feind.

Aus einem Brief des — — — habe ich ersehen, daß eine heftige Schrift wider — — unsern Busensfreund unter der Presse ist. Wissen Sie was? Rücken Sie unterdessen in der —— gelehrten Zeitung beyfolgende Nachricht ein. So wird unser Gegner ausgelacht, anstatt daß wir sonst ausgelacht würden.

Wenn

(*) Weil dieser Brief sehr local ist, so wird er auch nicht allen gleich verständlich seyn. So viel erlaube man mir also nur zur Erläuterung hinzuzusetzen, daß selbst der große Leibnitz sich jederzeit mit größten Vergnügen der angenehmen Stunden erinnert habe, welche er beym Coffe und Toback zugebracht hat. Nun wird man sich nicht mehr wundern, wenn solche Dinge auch auf Recensionen einen Einfluß haben.

Wenn Sie hinfüro in der — — gelobt seyn wollen, so dürfen Sie sich ja in Ihren Schriften nicht merken lassen, daß Sie an der **besten Welt**, oder an den **Monaden** zweifeln. Auch behauptet Herr — — schlechterdings — und wer es läugnet, dem spricht er den gesunden Menschenverstand ab — daß **Zeit** und **Raum** bloße Ideen sind. Hieraus werden Sie begreifen, warum Herr — — für lauter Ideen oft nicht weiß, was er thut; denn er **existirt** in den Ideen, nicht in Raume, wie andere ehrliche Leute. Ein Glück für Sie ist es, daß Sie **Baumeisters** Philosophie einmal citirt haben; sonst wären Sie verlohren gewesen.

Herr von — — hätte sich erst besser erkundigen sollen, wer der Recensent in der Berliner Bibliothek sey, der sich — — nennt. Er würde gewiß nicht auf ihn so sehr geschimpft haben, wenn er wüßte, daß es sein Freund — — — sey. Ein andermal mag er erst einige kritische Spionen ausschicken, ehe er etwas im Tag hinein schreibt, was ihn, und unsere liebe Kritik lächerlich macht.

Ich habe schon ein Piece fertig liegen, in welcher ich die Nothwendigkeit der Spionen bey den Kriegen der Gelehrten augenscheinlich dargethan habe. Sie wird, wenn sie gedruckt werden sollte, gewiß viel Aufsehen machen.

Denn ich habe in derselbigen nicht nur alle Eigenschaften, die ein gelehrter Spion haben muß, sehr sorgfältig auseinander gesetzt, sondern auch die vornehmsten, die wir bisher gehabt haben, angezeigt. Wer sie sind? wo sie sind? wie man sich dieselbigen zu Freunde machen kann? — alle diese Umstände sind mit berührt worden.

Habe ich Ihnen nun genug geschrieben? — Ich hoffe, Ihren Wunsch erfüllt zu haben; aber werden Sie auch meinen erfüllen? Freylich nicht gern — doch, hören Sie mich nur erst, und wenn Sie meine Bitte nicht gewähren, so ist dieß der lezte Brief, den Sie von mir erhalten. — Alle Briefe, die ich seit — — an Sie geschrieben habe (diesen mit eingeschlossen) müssen Sie mir zurücksenden; ich schicke Ihnen auch hiemit die Ihrigen. Nicht die bloße Möglichkeit, daß meine Briefe irgend einmal in unrechte Hände gerathen können, beunruhiget mich, sondern ihre genaue Freundschaft mit — — der wieder sehr genau mit Z. bekannt ist. Wie würde der letztere frohlocken, wenn er auf einmal den Schlüssel zu unsern Kritiken bekäme? Wir alle verrathen bisweilen in unsern Briefen gewisse Schwachheiten, gewisse Züge, die wir uns schämen würden, dem Publikum zu zeigen. Und — — haben wir nicht erst kürzlich Beyspiele solcher Art erlebt? Wie froh war ich, daß kein Brief von Ihnen, von — —

und von — — abgedruckt war. Lassen Sie uns hinfüro ja behutsam seyn, damit wir nicht auf eine ähnliche Art gedemüthigt werden. Ich bin übrigens

Ihr

getreuer Anekdotensammler.

Drey und zwanzigster Brief.

Nie hätte ich geglaubt, daß Sie, als ein Erzkritikus, mich, der ich nie ein Kritikus gewesen bin, noch gegenwärtig einer bin, noch jemals einer seyn werde, um meine Meynung über die Kritik fragen würden. Ich bin beständig nur spectator fabulæ gewesen; so viel aber habe ich gar bald eingesehen, daß es doch besser sey, bloß einen Zuschauer abzugeben, als eine Rolle mitzuspielen. Wenn auch das Vergnügen des Kritikus **bisweilen** größer ist, als das Vergnügen des Zuschauers, so hat doch, im Ganzen genommen, der letztere vielmehr angenehme Stunden, als der erstere. Dem Kritikus werden (Sie haben es mir selbst gestanden) tausend Schmeicheleyen gesagt, die ihn entzücken müssen, wenn er nicht ganz frey von Eitelkeit ist — und welcher sollte so wenig Mensch seyn? Der Zuschauer kann sich dieses Glücks nicht rühmen;

aber

aber wie vielen Verdruß erspart er im Gegentheil, dem der Kritikus stets ausgesetzt ist. Muß dieser sich nicht oft weit mehr demüthigen, um einen kritischen Freund, der abtrünnig werden will, zu erhalten, oder um einen muthigen Mitarbeiter anzuwerben, oder überhaupt sich nur Freunde zu machen, die den Abgang seines Journals befördern sollen, als der junge Autor, der ihm seine Erstgeburth überschickt? Und, wenn auch alles dieses nicht wäre, welch einen Vorzug hat der Zuschauer darinnen, daß er **ruhig** beobachten, **ruhig** urtheilen kann, daß er mehr wahre Freunde hat, mit denen er aufrichtig reden darf (*) — ein Umstand, der bey dem Kritikus fast unmöglich ist. Denn, um ein grösseres Uebel zu vermeiden, muß er oft anders reden, und anders schreiben, als ihm ums Herz ist.

Nur wenige werden den Kritikus mit der Peitsche lieben, wenn er auch außerdem ein noch

(*) Zachariä sagt in einem Brief an Klotz: „was sind zwanzig Kunstrichter, wären es auch lauter Leßinge, Mendelsohne, Weißen, gegen einen einzigen Freund!" — Klotz selbst empfand diese Wahrheit. Je mehr sich seine Feinde in der Nähe vermehrten, desto mehr suchte er Freundschaft mit Gelehrten, die von dem kritischen Schauplatz weiter entfernt waren. Mit welchem warmen Herzen schrieb er z. E. an Herrn P Mastalier! Es macht diesem vortreflichen Gelehrten Ehre, daß nicht er zuerst an Klotz, sondern Klotz zuerst an ihn geschrieben hat.

noch so guter Mensch ist. Nur wenige werden so billig denken, als wie Herr Prof. **Zachariä** in Braunschweig, welcher in einem Brief an Herrn **Klotz** saget: „ich habe schon seit einiger Zeit lernen müssen, den bösen, muthwilligen Kunstrichter von dem gefühlvollen Freunde zu unterscheiden, der in seinem Umgange, in seinen Briefen ein ganz anderer Mann war, als wenn er die kritische Zuchtruthe in die Hand nahm, und manchmal auch denen, in der Hitze seines Eifers, einen Schlag mitabgab, die er sonst wirklich liebt." Man glaubt dem Kritikus eben so wenig, daß er es gut meyne, wenn er scharf und beissend schreibt, als dem Autor, welcher thut, als wäre es ihm gleichgültig, ob er gut oder schlecht recensirt werde.

Wenn Sie mich fragen, welches itzo die rechten Richter wären, welche die Autoren beurtheilen können? so muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht im Stande bin, darauf zu antworten. So viel, dünkt mich, ist leicht zu erweisen, sowohl aus der Erfahrung, als aus allgemeinen Gründen, daß Lob und Tadel etwas bloß **relativisches** sind. Alles, was durch unsre Sinne in uns würkt, und also auch ein Buch, welches wir lesen, macht uns entweder Vergnügen, oder Mißvergnügen, oder, wenn der Fall anders möglich ist, wir bleiben gleichgültig dabey. Im ersten Fall loben wir ein Buch, im andern tadeln wir es, und im dritten urtheilen wir gar nicht. Ist es nun wohl möglich, daß

eine jede menschliche Seele von dem nämlichen Werke auf die nämliche Art gerührt werde? Der Eindruck, den eine Schrift auf uns macht, hängt freylich auch von seiner innern Beschaffenheit ab; aber das ist das wenigste. Das meiste kömmt auf uns, auf unsere **Receptivität**, auf unsere besondern Umstände an. So wenig das schönste oder häßlichste deutsche Frauenzimmer einerley Eindruck auf den Deutschen, und auf den Mohren macht, eben so wenig können Bücher, sie mögen nun gut oder schlecht seyn, allen auf die nämliche Art gefallen oder nicht gefallen. Kein Buch ist so schlecht, daß es nicht von einigen gelobt, und keins so gut, daß es nicht von einigen getadelt werden sollte — jenes ist tröstend für schlechte Schriftsteller, und dieses demüthigend für die guten.

Wie wollte man sonst die seltsamen Phänomene erklären, die selbst die größten Geister betreffen. Wem **Wielands** neuere Schriften sehr gefallen, der wird gewiß **Klopstocks** Oden nicht so gerne lesen, als Wielands **Musarion**, **comische Erzählungen** &c. Ja ich getraue mir zu behaupten, daß **Wielanden** Klopstocks Oden eben so wenig gefallen können, als diesem der **Combabus**. Es giebt noch itzo Leute, welche behaupten, **Gellert** sey der beste deutsche Schriftsteller, und andere sagen das Gegentheil. Herr von **Gluck**, der in der Musik das ist, was **Klopstock** in der Dichtkunst, ist von den Berlinern, die nie etwas, was er selbst auf-

aufgeführt hat, gehört haben, gemißhandelt, und von denen, die seine vortreflichen Opern gehört vergöttert worden. Wie entzückt würde **Klopstock** seyn, wenn er nur einen einzigen seiner großen Gedanken von einem **Gluck** (*) in die Musik gesetzt, hören sollte! Wie würde sich auch der Berliner Recensent schämen, wenn er mit seinen eigenen Ohren empfände, daß, die nämliche Opera, die ihm so sehr mißfiel, vortreflich sey, wenn sie —— merken Sie das Herr Kunstrichter! — — gut executirt wird! Was kann der Componist dafür, wenn die Musici das durch ihre Instrumente nicht ausdrücken, was er ausdrücken wollte, oder wenn ein Recensent über die Musik urtheilt, als wie der Blinde von der Farbe.

Doch, bald hätte ich über diese Betrachtung etwas vergessen. Ich hätte gar nicht Ursache gehabt, einen so langen Brief zu schreiben. Ich hätte Sie nur auf eine Stelle der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften des Hrn. **Weiße**, verweisen dürfen. Im 8. Band 2. St. S. 304. u. f. steht eine sehr gründliche Recension von **Riedels** Briefen über das Publikum,

(*) Herr von Gluck hat aus Enthusiasmus für Klopstocks Muse einen Theil der Hermannsschlacht in die Musik gesetzt, welche alle, die sie hören, bewundern. Möchte dieser große Tonkünstler dieses Werk bald vollenden, und öffentlich bekannt machen!

in welcher unter andern auch von den **Kunstrichtern** etwas gesagt wird. Ich schreibe das ab, und ich bin versichert, daß Sie mich fernerhin nicht mehr um meine Meynung fragen werden. „Es ist mit den Kunstrichtern, glauben wir, wie mit den Aerzten. Wenn alle, die guten sowohl, als die schlechten, zugleich aus der Welt wären, so wären die Menschen im Ganzen gesünder, und lebten länger. Der Nutzen, den die ersten stiften, hält kaum mit dem Schaden, den die andern anrichten, das Gleichgewicht. Aber dieser Schade, den die Kunstrichter thun, ist, deucht uns, weit mehr auf der Seite der Schriftsteller, als der Leser ihrer. (*) Wenn man selbst in die Schranken getreten ist, so ist einem an jeder lauten Stimme, die man hört, wenn es auch die Stimme eines Unverständigen wäre, etwas gelegen. Ist sie wider uns, so erwartet man immer, daß diese Stimme die furchtsamen Gegner, die stille geschwiegen hätten, erwecken, und die unschlüßigen mit sich fortreissen wird. Ist sie uns günstig, so zerstreut sie doch oft wenigstens, und macht auf die Zuschauer mehr, als auf das Ziel aufmerksam. — Der Laufer, oder der Ringer selbst also wird durch den günstigen oder wi-

dri-

(*) Ich zweifle, ob der Herr Recensent hierinnen völlig recht habe. Denn der Grund, den er im folgenden angiebt, scheint mir nicht hinlänglich zu seyn.

drigen Zuruf meistentheils aus der Fassung gebracht, selten ermuntert. Aber die, welche an den Schranken stehen, sind entweder Kenner der Kunst, und urtheilen auch, ob sie gleich ihr Urtheil nicht ausrufen, oder sind Unwissende, und dann würden sie doch irgend jemanden gesucht haben, der ihnen ihr Urtheil und ihren Ausruf angegeben hätte. Also den jungen, noch mißtrauischen, noch mit sich selbst nicht recht bekannten Autor kann der Kunstrichter in der That irre machen; es wäre weit besser für ihn gewesen, er hätte, ohne Lob und Tadel irgend eines Menschen zu hören, ruhig seinen Weg fortgesetzt. Was kann es ihm im Grunde helfen, wenn man sagt, daß das, was er gemacht hat, schlecht ist, wenn man ihm nicht zeigt, wie er es anfangen soll, um es besser zu machen. Sind angezeigte Lücken auch deßwegen schon ausgefüllt, weil man sie weiß? sind fehlende Vollkommenheiten schon dadurch ersetzt, daß man ihren Mangel kennt? Man sieht deßwegen, daß Köpfe, die eine Zeitlang im Verborgenen gewesen sind, ihre Arbeiten und ihre Talente den Augen des Publici entzogen, und ohne Beunruhigung, ohne heftige Begierde fortgearbeitet haben, am meisten zu Reife gekommen sind.— Aber für die Leser ist das Journal weit weniger schädlich. Jeder Mensch von Verstande urtheilt in der That für sich selbst. (*) Ist es wohl mög-

(*) Der Herr Recensent schließt so: wer ein Jour-

möglich, daß ich, wenn ich selbst Augen habe, deswegen etwas nicht als weiß sehe, weil es der andere mit Dreistigkeit schwarz genennt hat? Also möchten die Aussprüche eines Journals noch so kühn, noch so despottisch seyn, es würde deswegen doch keine solche Tyranney jemals zu befürchten seyn, die das Urtheil einer ganzen Nation unter ihrer Gewalt hätte. Man billigt das gar nicht, dem man nicht öffentlich widerspricht. Die andern, die aus den Journalen ihre ganze Wissenschaft und ihre Urtheile schöpfen, würden ohne sie irgend einen ihrer Freunde oder ihrer Lehrer zu Herren über ihren Verstand gemacht haben. Es giebt gewisse sklavische Geister, die müssen jemand haben, der es ihnen vorschreibt, was sie von einer Sache glauben sollen. Ihre eigne Vernunft ist weder für irgend eine Sache, noch wider sie, weil sie sich niemals eines eignen Gefühls bewußt sind. Bey diesen thut der Kunstrichter nur, was sonst ein anderer würde gethan haben, er entscheidet, was sie empfinden sollen. — Im Ganzen also wenn das Journal nicht zugleich selbst ein gutes Buch ist, wenn es nicht mehr eine Sammlung einzelner zerstreuter

Ideen

---

nal liest, der denkt entweder selbst, oder nicht. Im ersten Falle werde er ibald merken, ob ein Recensent gut oder schlecht kritisire. Daß es solche Fälle giebt, läugne ich nicht. Aber ich bin auch überzeugt, daß es Fälle giebt, wo man

selbst

Ideen, die die Lectüre veranlaßt hat, und die für ein eignes Werk zu wenig, oder zu unausgearbeitet sind, als bloße Nachrichten und Auszüge enthält: so ist immer der einzige, wenigstens der größte Nutzen, den es haben kann, daß es bekannt macht. In dem andern Falle ist es von eben der Brauchbarkeit, wie jedes andre Buch, das nicht ein ganzes Lehrgebäude, sondern nur einzelne Anmerkungen enthält. Ist dieß wirklich wider den Endzweck dieser Arten von Büchern, die blos zum Urtheilen bestimmt sind,

---

selbst Augen hat — ich bediene mich des eigenen Ausdrucks des Herrn Verf. — und doch nicht sehen kann. Wie will mir jemand im Stande seyn, etwas zu sehen, was zu weit von ihm entfernt ist? Doch — ich will das Gleichniß fahren lassen. Es kömmt hier darauf an: ob der, der selbst denken kann, das Buch bey der Hand hat, welches recensirt wird, oder nicht? Hat ers, so kann er freylich die Recension mit dem Buche vergleichen, und also gewahr werden, ob der Recensent richtig raisonire. Der Zweck der Kritik scheint aber eben der zu seyn, daß Leser von Büchern zu urtheilen im Stande seyn sollen, ohne die Bücher selbst gelesen zu haben. = = Hat ers nicht, so ist es allerdings möglich, daß auch der denkende Kopf von dem Kritikus hintergangen wird.

Ein Corolarium aus der Theorie des Hrn. Verf. scheint mir dieses zu setzn: daß die Kritik nur für nichtdenkende brauchbar, und für denkende entbehrlich sey.

sind, so soll unser Buch nicht zu dieser Classe gehören; so wollen wir uns feyerlich aus dem Range des richtenden Theils des Publici herausbegeben, um uns unter die Reyhen der beurtheilten freyer Bürger zu stellen, die gerne ihre Meynung von ihren Mitbürgern frey sagen, aber noch weit lieber selbst etwas thun, was werth wäre von ihnen mit der Strenge beurtheilt zu werden, die eine Folge der Aufmerksamkeit und der Achtung ist."

Nun wissen Sie meine Meynung. Ich wünsche, daß Sie damit so zu frieden seyn mögen, als wie ich. Ich bin u. s. w.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sattler, Johann Tobias,

Bemerkungen über die neue deutsche Kritik bey Gelegenheit d. Klotzischen Briefe

Bd.: 1. (1774). - 216 S.

Wien 1774

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.l.o.707#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11688424-4
VD18 80039383-001